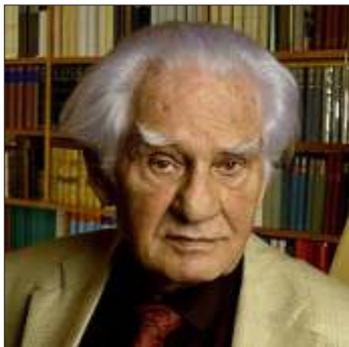




Aufbruch zur Ökumene Grenzen überwinden

Informationsbrief
Nr. 72/2-2012
für
April
Mai
Juni



Losung für den Monat Juni 2012
„Durch Gottes Gnade bin ich,
was ich bin“
1. Korinther 15,10



Liebe Leserinnen und liebe Leser,

große Jubilare dieses Frühjahrs sind Schriftsteller Martin Walser und Papst Benedikt XVI. . Beide feiern in diesen Wochen ihre 85. Geburtstage. Beide sind noch aktiv und produktiv. Anlass genug für eine Seniorenorganisation wie das Evangelische Seniorenwerk, auf beide beispielgebend zu blicken.

In Martin Walsers Texten schimmert immer wieder seine religiöse Prägung aus seinem katholisch-oberschwäbischen Herkunftsraum am Bodensee durch. Jüngst hat er sich in einer Rede mit der paulinischen Rechtfertigungslehre auseinandergesetzt. Martin Hussong nimmt uns in Walsers Schreibwerkstatt mit.

Die beiden Jesusbücher des in seinem siebten Pontifikatsjahr amtierenden Josef Ratzinger gelten auch bei Protestanten als eindruckliche Glaubenszeugnisse: So, wie der päpstliche Autor darin die Verbindung zwischen Altem und Neuem Bund und dem Stuhl Petri zieht. Die darin angesprochene frühkatholische Zeit nennt Jörg Zink, der im 90. Lebensjahr steht, wegen der seinerzeit vielfältigen religiösen Strömungen frühökumenisch. Die ökumenische Bilanz des heutigen Inhabers des Stuhls Petri fällt eher ernüchternd aus, wie Michael Plathow feststellt.

Unser Autor der Papst-Würdigung rät aber dazu, gelassen zu bleiben und auf weiteres Miteinander in „versöhnter Verschiedenheit“ zu hoffen. Dazu bedarf es der wandernden „Kirche von unten“, wie sie Jörg Zink mit dem Ziel der Schöpfungs-Erhaltung vorschwebt. Ein schönes Beispiel ist die ökumenische Natur-Kirche aus Lindenbäumen bei der Landesgartenschau Baden-Württemberg in Nagold, die in diesen Wochen öffnet.

Auch in der Not rücken Christen zusammen, wie wir am ökumenischen Abendmahl erfahren, das Kurt Scharf einst in einem Gefangenenlager spendete. Vielleicht hat die Ökumene am ehesten in der Not und von unten eine Chance. Freilich gehören da noch andere Partner dazu als nur die urchristlichen Bewegungen, meint

Ihr



Inhalt

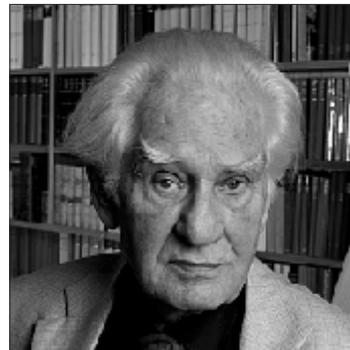
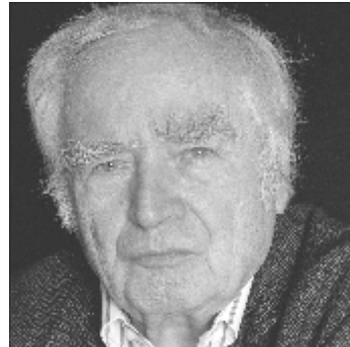
- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 7 Was zwischen zwei Partnern geschieht...

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 10 Die Kontinuität des Lehrers....
- 18 Hilfe für die Heime
- 19 Liebevoll und sensibel
- 20 Lebensleistung darf nicht in Armut enden
- 21 Altersmanagement betreiben
- 21 Neuer Blick auf Jung und Alt
- 23 Ältere Menschen einbeziehen
- 24 In der Altenhilfe hoch engagiert
- 24 Einsetzen - aber nicht ausnutzen
- 26 Wege aus dem Teufelskreis
- 27 Nach Profi nun Pate
- 27 Die Kluft wird breiter
- 28 Rezepte zum Nachkochen
- 29 Rechtfertigung oder Beruhigung?



Aktuelle Seniorenthemen

- 37 Qualität bei allen Umbrüchen
- 42 An Potenziale anknüpfen
- 42 Das ökumenische Abendmahl
- 44 Sprung zur Ökumene
- 45 Wachsender grüner Pavillon
- 48 Reformen nicht auf lange Bank schieben
- 50 Bisherige Wege bejahen
- 51 Das zweite Geschenk des Lebens

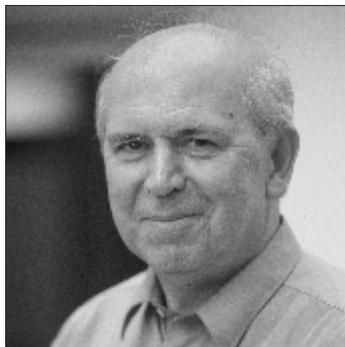
Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 53 Bereicherung der Diakonie
- 53 Generationen im Miteinander
- 54 Eine schöne Woche
- 54 Briefe verbinden
- 54 Traum und Dank
- 55 Die geschenkten Jahre füllen
- 60 Erreichbare Ziele setzen
- 64 Muss das noch sein?
- 66 Engagierte Bildungsarbeiterin
- 67 Heimkehr nach Wendepunkten
- 68 Wertvolle Zeitschrift
- 68 Voll guter Themen

Hinweise und Mitteilungen

- 69 Für Sie gelesen
- 72 Altgriechisches Osterfest
- 73 Aufbruch wagen
- 73 Mäuse für Mäuse
- 74 Aufnahmeantrag
- 75 Impressum

Andacht von
Pfarrer Hartmut
Bärend,
Berlin



Gedanken zum Monatsspruch Juni 2012

„Durch Gottes Gnade bin ich,
was ich bin.“

1. Korinther 15,10

Wer bin ich eigentlich? Wie sehe ich mein Leben im Älterwerden? Ist es gelungen? Kann ich zufrieden sein mit dem, was war? Oder werde ich immer wieder unruhig über dem, was nicht gelungen ist, was nicht fertig geworden ist, wo ich versagt habe, woran ich schuldig geworden bin? Fragen über Fragen. Denn es ist ja nicht so, dass der ältere Mensch immer auch der zufriedene ist, der, im Bilde gesprochen, in der Abendsonne auf einer gemütlichen Bank an der Hauswand sitzt und sich das Leben gefallen lässt, solange ihm die Sonne noch scheint. Nein, viel Unruhe kann das Herz schwer machen, sowohl bei dem Blick zurück wie auch bei dem Blick in die ungewisse Zukunft.

Einsichten des Paulus

Der Apostel Paulus kannte solche Fragen aus seinem Leben auch. Er wusste sich als von Gott berufener Apostel. Aber er gehörte nicht zu den zwölf Jüngern Jesu. Er hatte es schwer damit, nicht auf der gleichen Ebene wie sie zu stehen. Er musste immer wieder darum ringen, selbst als

Apostel anerkannt zu werden. Dazu kam, dass er ja die Christen jahrelang verfolgt hatte; auch das saß in seinen Knochen. So wird er das gekannt haben, dieses Gefühl, schuldig geworden zu sein, nicht überall geachtet zu werden, anzuecken und allein zu stehen.

Aber er weiß, dass das nur die eine Seite ist. Da ist eine ganz andere Seite, und das ist ihm voll bewusst: Wenn er diese Seite stärker heraushebt, dann wird die andere, die selbst bezogene, die dunkle Seite von der anderen, der Hellen, mit beleuchtet werden. Und was ist es mit der anderen Seite? Paulus singt ein Loblied auf die Gnade Gottes. Wenn er auf sein bisheriges Leben zurückschaut, dann kann er nur Gottes Gnade loben, kann er nur dankbar werden. Ja, er kann all die dunklen und bohrenden Gedanken, die ihn niederdrücken wollen, ablegen, weil die Gnade ihm übermächtig geworden ist.

Und was meint er da konkret? Er kann nur staunen, wenn er zurückschaut: Ihm, der doch ein Christenverfolger war, begegnet der lebendige Christus in einer solchen Unmittelbarkeit, dass er sich ihm gar nicht entziehen kann. Ihm, der doch schwere Schuld auf sich geladen hat, zeigt sich Christus als der Vergebende, der Liebende. Er, der jetzt doch in Sack und Asche gehen müsste, wird von Christus gewürdigt, Völkerapostel zu werden. Er, der christliche Gemeinden verfolgt hat, kann jetzt Gemeinden gründen und stärken, kann das Evangelium bis nach Rom tragen, kann ganz und gar für Christus zur Verfügung stehen. Und mitten in Verfolgungen, in Müdigkeit und auch in Krankheiten begegnet ihm der lebendige Christus und sagt ihm seine Gnade zu, ja er füllt sie in ihn hinein.

Viel Grund zum Staunen

Ja, wenn das nicht Grund zum Staunen ist. Und er tut es wirklich, immer wieder, der große Apostel Paulus. Er dankt Gott, dass er dazugehören darf und dass Gott ihn auf der langen Strecke seines Lebens bewahrt und durchgetragen hat. So kann er denn aus vollem Herzen sagen:

„Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“. Ich bin es nicht durch meine eigene Kraft: Die wäre längst am Ende. Ich bin es nicht durch meine Begabungen, die reichen nicht aus für das, was von mir gefordert wird. Ich bin es nicht durch Beziehungen, wahrhaftig nicht. Da wäre eher das Gegenteil der Fall. Ich bin es auch nicht durch meine Willensstärke. Die ist zwar ein Stück von mir, aber auch die ist oft an ihre Grenze gekommen. Nein, alles was ich bin, sagt Paulus, verdanke ich Gottes Gnade.

Persönliche Lebenslinien

Wie ist das bei uns? Vor Jahren wurde ich bei einer Tagung gebeten, meine persönliche Lebensgeschichte in Linienform aufzuzeichnen. Ich hatte dafür gut eine Stunde Zeit. Und es wurde eine für mich aufregende Stunde. Ich habe einfach mein Leben, wie es bisher gelaufen ist, angeschaut und es in einer Linie dargestellt, einer Linie, die entweder nach oben verlief oder aber auch nach ganz unten, je nach dem, was gerade mein Leben prägte. So ist eine sehr bewegte Linie entstanden, die sich durch die verschiedenen Lebensjahre zieht. Ich hatte mir noch nie bewusst klar gemacht, wie groß die Ausschläge nach oben und auch nach unten waren. Aber dann hatte ich Zeit und Gelegenheiten, noch eine zweite Linie einzuzichnen. Das sollte eine rote Linie sein, die kenntlich machen sollte, wie ich Gottes Mitwirken und Eingreifen in diesen Jahren erlebt habe. Diese Linienführung ergab ein ganz anderes Bild: Gerade da, wo die Lebenslinie nach unten zeigt, habe ich Gottes Weg mit mir besonders deutlich wahrgenommen; da aber, wo alles sozusagen normal lief, war seine Begleitung weniger zu merken. Insgesamt aber hat diese rote Linie eine dominierende Bedeutung in meiner Lebensgeschichte. Das wurde mir mehr als deutlich. Und das hat mich ganz neu dankbar werden lassen. Was ist das für ein Gott, der gerade da spürbar gegenwärtig ist, wo ich unten bin. Was ist das für ein Gott, der mich durchträgt, obwohl ich ihn so oft vergesse und an ihm schuldig werde.

Dankbarkeit statt Verbitterung

So sehe ich dieses Pauluswort als ein großes Geschenk gerade für uns ältere Menschen an. Wie oft plagt uns die eigene Lebensgeschichte mit ihrem Auf und Ab. Wie oft reiben wir uns an den Punkten, wo wir versagt haben oder wo wir durch ein dunkles Tal gehen mussten. Wie oft entsteht aus solchem Betrachten und Durchbohren des eigenen Lebens eine dunkle Wurzel der Verbitterung, die immer mehr Raum greift und unser gegenwärtiges Leben unerträglich macht. Dabei, und das will der Apostel ja sagen, gibt es doch noch eine ganz andere Seite unseres Lebens, oder soll ich es mit anderen Worten sagen: Es gibt neben der schwarzen Lebenslinie mit viel Auf und Ab auch die rote Linie der Bewahrung durch Gott, seiner Begleitung, seiner Fürsorge, seiner Vergebung, des Neuanfangs, den er schenkt. Wo wären wir heute, wenn dieser Gott nicht da wäre?

Aus solchem Betrachten des eigenen Lebens, aus dem Blickwinkel heraus, dass wir ja nicht allein unterwegs waren und sind, sondern dass wir über alle Jahre hinweg einen treuen Wegbegleiter hatten und auch heute noch haben, entstehen Dankbarkeit und Zufriedenheit, wo sonst Starre und Bitterkeit wären. Denn der Blick auf Gottes Gnade bewahrt uns vor dem düsteren Blick auf unsere Unfertigkeiten und auch auf belastende Stellen in unserem Leben, mit denen wir nur fertig werden, wenn wir sie unter das Licht der Gnade stellen. Mit der Aussage: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ stellen wir uns wie Paulus unter das Licht der Gnade.

Spuren im Sand

Ja, die kleine Geschichte, die immer wieder erzählt wird, stimmt einfach: Da steht einer, der sein Leben hinter sich hat, neben Gott am Ufer eines Meeres. Er sieht dankbar auf seine Lebensspuren im Sand; dankbar, weil da immer vier Spuren sind, zwei von seinen eigenen Füßen, zwei von den Füßen Gottes, der neben ihm ging. Aber dann sieht er an einer Stelle nur noch zwei

Füße, und das nicht nur einmal: Immer einmal wieder kommt das vor. Vorwurfsvoll wendet er sich an seinen himmlischen Vater und sagt: „Du hast mich über lange Strecken wunderbar begleitet. Aber da sind auch Spuren, die erkennen lassen, dass du mich allein gelassen hast. Jene Spuren meine ich, die nur zwei Füße zeigen. Liebevoll lächelnd legt Gott seine Hand um die Schulter des Menschen, der so ehrlich gefragt hat, und sagt: „Da habe ich dich getragen“. Damit ist alles gesagt.

Eine große Perspektive

Aber in diesem Satz steckt noch mehr drin. Er gibt ja nicht nur Grund, die Vergangenheit in einem neuen Licht zu sehen, er bietet auch eine große Perspektive für die Zukunft. Inspiriert von dieser Einsicht kann Paulus nun seinen Gedankengang fortsetzen in diesem wuchtigen Kapitel, das der Auferstehung Jesu und der Auferstehung der Christen gewidmet ist. Paulus weiß, dass Gott in seiner Gnade sein Leben bis hierher getragen hat. Er weiß aber auch, dass dieser Gott ihn auch durch den Tod zu einem neuen Leben tragen wird. So wie Gott Jesus von den Toten auferweckt hat, so wird er auch die auferwecken, die in diesem Leben auf Jesus gesetzt haben und ihn Herrn ihres Lebens sein ließen. Die Gnade Gottes lässt sich nicht nur in unserer Vergangenheit nachzeichnen; sie will und wird auch unsere Zukunft bestimmen. Das gibt dann nicht nur Dankbarkeit und Zufriedenheit im Heute, sondern auch Trost und Hoffnung im Blick auf das Morgen. Darum kann der Apostel das Korinther-Brief-Kapitel 15 auch mit dem zusehrenden Satz abschließen: „Darum seid fest, unerschütterlich und nehmt immer zu in dem Werk des Herrn, weil ihr wisst, dass eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“ (1. Kor. 15,58).

Frühling
Frühling

Es sollen wohl
Schneeberge weichen
Eishügel fallen

und zwischen den Wolken
Kranichschreie
erzählen vom Leben

das unter der Erde
sich aufmacht
ins Licht.

Deine Gnade:
an allen Ecken und Enden
platzt sie aus Fugen

wuchert mir
dein Erbarmen entgegen:
Steh auf.

TINA WILLMS

Was zwischen zwei Partnern geschieht, sind immer schon zwei Geschichten

Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Da treffen sich zwei Menschen nach über fünfzig Jahren wieder. Damals waren beide ein Drittel so alt, also eben fünfundzwanzig. Ihre Wege hatten sich getrennt. Auch ihre Verbindung war völlig aufgehoben. Es gab nicht mal mehr Briefe oder Telefonate. Jeder übte nach der Ausbildung seinen Beruf aus. Das war noch absehbar, als man damals auseinander ging. Aber das Zusammenleben mit einem jeweils anderen Partner, auch räumlich weit voneinander entfernt, hat die Bedingungen, unter denen gelebt wurde, entscheidend verändert. Zwei Generationen sind nachgewachsen. Bei Alma, die mit zweiundzwanzig Jahren bereits den Beruf der Lehrerin ausübte, sind es zwei Töchter und zwei Söhne, die zwei inzwischen erwachsene Enkel in die Welt gesetzt haben. Laurids hat drei Töchter und einen Sohn mit je zwei weiblichen und männlichen Enkeln. Diese persönlichen Verhältnisse wurden gegenseitig gar nicht gewusst. Die einmal, vor langer Zeit, vertraute Freunde waren, sind sich nicht nur ganz aus den Augen. Sie leben getrennt ihre definitiv eigene Geschichte.

Wieder in Kontakt getreten zu sein, war nicht die Initiative der beiden „alten“ Freunde. Es gibt Jahrgangsgenossen, die sich im Alter, wenn sich die Reihen schon lichten, ein Hobby daraus machen zu recherchieren, wer noch lebt, deren Adressen und Telefonnummern ermitteln, insbesondere auch ihre „Semester“ auf sogenannte runde Geburtstage aufmerksam machen. Dann wird angerufen und so etwas wie Lebensrückschau gehalten und sich grob darüber informiert, wie es jedem der beiden über die inzwischen

verflossenen fünfzig Jahre ergangen ist. Vielleicht will man wissen, ob die ganz frühen Voraussichten ungefähr zutrafen oder im Gegenteil weit von jenen Zukunftsvorstellungen abgewichen wurde.

Dabei werden in der Regel besonders zwei Anliegen bzw. Erwartungen bestimmend darüber, was beim Einen und Anderen wesentliche Ereignisse und Eindrücke gewesen sind. Man interessiert sich, wie es den ehemaligen Freunden heute im Alter geht, aber man wüsste auch gern, was denn seinerzeit, also vor über fünfzig Jahren überhaupt dazu geführt habe, sich voneinander zu lösen.

Es wird auf diese Weise in archaische Gefühlswelten zurück getaucht. Am einfachsten ist es, wenn klar war, dass ein Rivale die Bühne betreten hatte. Gibt es diesen Allerweltsgrund aber nicht, werden alte Empfindungen und Ahnungen der einstigen Partner zu Rate gezogen. Vielleicht war Auseinandersetzungen und offenen Aussprachen ausgewichen worden. Wobei man sich augenblicklich fragt, warum es unmöglich war, seinen Bedenken oder einem nachlassenden Vertrauen auch Ausdruck zu geben. Man wird aus der historischen Distanz auch des verblüffenden Unvermögens gewahr, vielleicht nicht imstande gewesen zu sein zu bekennen, was einen gegenseitig angezogen hat. Was später gekommen und verhaltensbestimmend geworden war, lässt das Vorangegangene wie in einem dichten Nebel undeutlich werden. Man hat sich vielfach gar nicht mehr gesehen oder sonst noch darüber ausgetauscht, wie es einem ergangen ist. Das Buch mit den meist ungleichen Erinnerungen, damit auch unterschiedlichen Kapiteln in den beiden individuellen Lebensgeschichten war geschlossen. Jetzt, wo sich nach so langer Zeit wieder gemeldet wird, kostet es Mühe, eine Brücke zu schlagen.

Wie wahr und schlüssig vermag da zu sein, was nach so langer Zeit als wirkliche Gründe der damaligen Trennung erinnert oder bloß vermutet wird? Besieht man diese Schwierigkeit etwas näher, so wird deutlich, dass es sich um ein

Kernproblem überhaupt der Geschichtsforschung handelt.

In unserer Geschichte kann kein Allerweltswissen in Anspruch genommen (etwa: Wie von Zweifeln oder unausgesprochenen Vorbehalten, nicht geständnisfähigen Ängsten, ungenügendem Einander-Kennen belastet Beziehungen eigentlich immer seien), sich zumeist auch nicht mit ungenauen Erinnerungen zufrieden gegeben werden. Denn Laurids erlebt sich, so sehr er bis heute nicht weiß, weswegen sich Alma von ihm zurückgezogen hatte, zu

seiner großen Überraschung einem behaupteten Geschehen konfrontiert, das ihm wie beiläufig die Schuld am Bruch der Beziehung gibt.

Die beiden Freunde hatten sich für ein verlängertes Sommerwochenende in Laurids' Studienort verabredet. Alma mietete sich ein Zimmer in einem kleinen Hotel am Stadtrand. Angeblich hatte Laurids eines Morgens vergeblich auf ihren Besuch in seiner Studentenbude gewartet. Als sie tags darauf ihn mit einem Besuch überraschen wollte, habe er nicht geöffnet, sich gar verleugnen lassen. Damit habe er sie wohl strafen wollen, so Almas Erinnerung. Dies muss nach

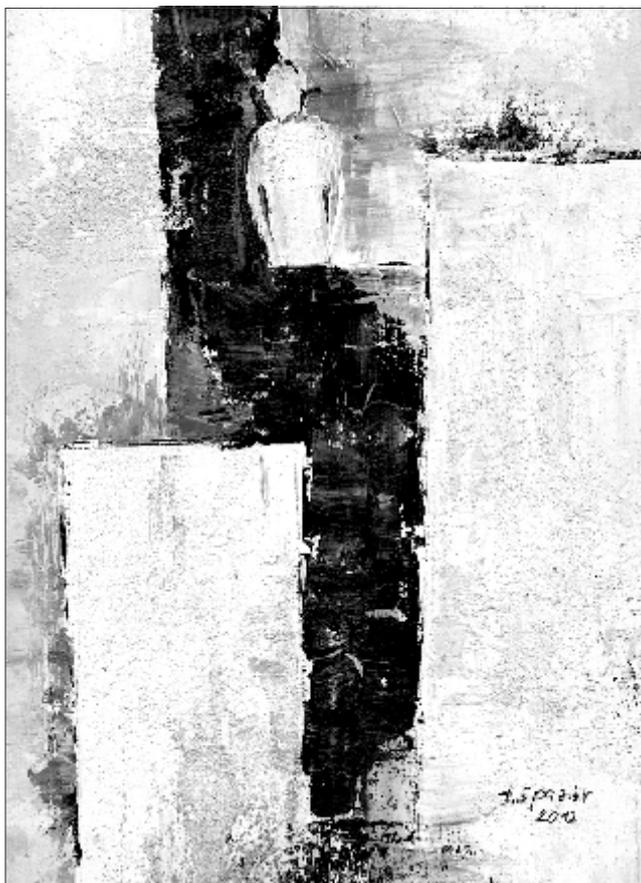
Laurids' sicherer Erinnerung eine falsche Behauptung sein. Es waren nämlich die Vermieterin und sein Studienfreund Wieland da, die auf jeden Fall geöffnet hätten. Laurids dagegen war zu einem anderen vereinbarten Treffpunkt unterwegs gewesen und hat, wie er sich recht gut erinnert, Alma dort auch getroffen. Der Besuch insgesamt hatte seinen (unspektakulären) Verlauf genommen wie nicht anders erwartet. Es wäre

sonst auch zu einer so oder so klärenden Auseinandersetzung gekommen. Die beiden waren da- und dorthin ausgegangen, hatten zwei Theatervorstellungen besucht. Das war alles an einzuhaltende Absprachen gebunden und hätte bei dem angeblichen zweimaligen Sich-verfehlen gar nicht gelingen können. Telefonische Erreichbarkeit hat es ja damals nicht gegeben. Es hätte auch sicher einen heftigen Meinungs austausch noch einige Zeit danach mit sich gebracht, an den sich wohl besser erinnert worden wäre als an die behaupteten Details.

Wenige Monate später hatte sich Alma tatsächlich mit einem älteren Mann liiert und baldige Heirat und Familien-gründung angestrebt. Der Vater ihrer Kinder ist vor zwei Jahren verstorben. Sie erzählt gern von ihren begabten und erfolgreichen Kindern. Sie beklagt aber auch ihre nach der Verwitwung eingetretene Einsamkeit und ihre Verlorenheit in einem viel zu großen Haus.

Alma und Laurids waren drei Jahre zusammen. Aber sie waren nicht auf eine gemeinsame Zukunft eingeschworen. Man muss dazu anmerken, dass Beziehungen als auch geschlechtsorientierte Freundschaften

zwischen Mann und Frau damals von Langmut, Geduld und insbesondere körperlicher Unaufdringlichkeit geprägt waren. Man kam sich mit allmählich wachsendem Vertrauen und Einander-Verstehen näher. Aber ihre Beziehungsgeschichte hatte ein ebenso banales wie klassisches Ende gefunden. Das hatte Laurids weh getan. Aber er hatte sich ins Unvermeidliche geschickt.



Der Riss. Acryl, von Ingrun Spazier

Warum aber jetzt dieses nachträgliche „*corriger la fortune*“? Diese von Alma ausgesprochene Beschuldigung Laurids', die erfunden war. Die Erfindung eines Missgeschicks, wenn man es milde ausdrücken will. Was konnte Almas Beweggrund dafür sein, nach mehr als fünfzig Jahren? Laurids könnte alte Briefschaften ausgraben, um die Richtigkeit seiner konträren Erinnerung zu belegen. Was indessen sollte das Recht haben bewirken? Es würde wie über eine Streitsache verhandelt. Das entzöge einem Sich-wieder-Sehen jeden Sinn. Alma muss ihre subjektiven Gründe haben, ihrer Geschichte für die damalige Wendung den postulierten Eklat hinzu zu dichten. Wahr oder nicht wahr, was änderte es? Sie brauchte diese Erklärung, diese Überzeugung, damit ihr Handeln nachträglich begründet wäre.

Vielleicht machen wir alle unsere eigene Lebensgeschichte mit solchen Lügen oder Täuschungen erträglich. Vielleicht unterliegen wir einem solchen Zwang der nachträglichen Sinnggebung. Nur kann das nimmer ein Modell für eine verlässliche Geschichtsschreibung sein. Die große Geschichte sieht sich ohnedies erheblichen Zweifeln an der Objektivität ihrer Methoden ausgesetzt. Da wird sich stets aus dem Jetzt und Hier, damit zugleich von den mehr oder weniger kollektiven Überzeugungen des jeweiligen Zeitgeistes und heute herrschenden Theorien von epochalen politischen und gesellschaftlichen Prozessen beeinflusst, für bestimmte Interpretationen entschieden. In der neueren Forschung kommt als nicht unerhebliches Moment die sogenannte „*Virtuelle Geschichte*“ (vgl. N. FERGUSON, E.H. CARR, auch R. KOSELLECK u.a.) hinzu, die weitläufig Bezug zur aktuellen Chaostheorie hat. Keinen Gewinn stellt die provokante These M. STIRNERS dar, der „*die Geschichte als die Sinnggebung des Sinnlosen*“ denunziert hat. Stattdessen hat man wohl die Geschichte als unersetzbar notwendige, wenn auch ständigen Wechseln unterworfenen Orientierungssuche der Menschen und der Menschheit zu begreifen.

Die VIRTUALITÄT als der Sammelbegriff für

sämtliche nicht getroffenen Optionen in den individuellen Lebensgeschichten spielt eine nicht geringe Rolle dabei, wie wir – ob Unwahrhaftigkeit und Lüge oder ob nur Erinnerungstäuschung – fälschend mit der eigenen Biographie umgehen, um ihr nachträglich Zusammenhang und „*Richtigkeit*“ zu verleihen.

So ließe sich auch begreifen, was Alma zu ihrer falschen Erinnerung angetrieben hat. In die Augen springt jedenfalls, dass es wohl nie eine Beziehungsgeschichte, sondern immer zwei inhaltlich unterschiedene individuelle Geschichten in einer Beziehung gibt. Sie können harmonieren. Sie können aber auch völlig kontrovers sein. Ihre Gegensätzlichkeit kann auch partiell bestehen, was für Alma und Laurids nicht ausgeschlossen ist. Es gibt gute Gründe, die Begriffe Wahrhaftigkeit, Lüge aus Schuld und Unwahrheit als demzufolge unzulässige Äußerung, heute sehr differenziert und stets im Kontext ihres angestrebten Zwecks relativ zu behandeln. Man wird im Blick auf die Begriffsgeschichte seit der beginnenden Neuzeit, und später besonders durch NIETZSCHEs Durchdringung der Problematik, davon überzeugt, dass es nicht mehr angeht, sich unverkürzt AUGUSTINUS anzuschließen, wie es die katholische Kirche bis heute tut. Danach ist die Lüge als im Widerspruch zur eigenen Meinung stehende Äußerung absolut verwerflich und im schlimmsten Grade sündhaft. Denn AUGUSTINUS galt das Wort Gottes als die Wahrheit, und die höchste gleichwesentliche Gleichheit des Menschen mit Gott bedeutete ihm die Wahrheit Gottes im Innersten der menschlichen Geistseele als deren Erkenntnisprinzip. Daran kann nicht festgehalten werden, weil wir durchgehend auf unserem heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisstand nicht mehr berechtigt sind, von der Erfahrbarkeit der absoluten Wahrheit auszugehen.

Man kann von jeder Geschichte wie hier, wenn auch nur in einer Facette, von der zwischen und mit Alma und Laurids ausgehen, und gelangt ohne große Umwege zu den gestreiften Grundproblemen. Immer führt, wofür wir gerade optiert haben, aus der Überzeugung, richtig gehandelt zu haben, der nächste Schritt in die nächste und

je nach Tragweite auch ferne Zukunft unserer eigenen Menschengeschichte. Das je Zukünftige ist Leben unter dem Primat des Faktischen. In wechselnden Situationen, die wir wachen Sinnes wahrnehmen und erkennen sollen, müssen wir aus dem Vorrat unserer Erinnerungen und Erfahrungen das für unser Fortleben Nützliche und Wesentliche verwirklichen. So unterschiedlich unsere individuellen Geschichten sind, so sehr das vielfältige Nichtoptierte, das von sehr verschiedenen Affekten belegt ist, im Begriff der Virtualität vereinigt, wenn wahrscheinlich auch immer in Auswahl, als ein nicht gelebter, aber zur Orientierung beitragender paralleler Umgang mit der Vergangenheit uns begleitet, so sehr ist uns doch aufgegeben, die vielen Geschichten zu versöhnen und die unausgesetzt neue Sprache des Einander-Verstehens zu finden.

Die Kontinuität des Lehrers der römisch-katholischen Kirche Zum 85. Geburtstag von Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. am 16. April von Prof. Dr. Michael Plathow (evangelisch), Heidelberg-Bensheim

Dass Joseph Ratzinger zu den Personen in unserer globalen Weltgemeinschaft gehört, dessen Worte, Schriften, Gesten durch Print-, Fernseh- und Internetmedien besondere Beachtung finden und öffentliche Geltung erfahren, sei es mit freudiger Zustimmung, sei es mit kritischer Ablehnung, erweist sich als kaum zu bestreitende Feststellung. Das gilt auch für evangelische Christen in Deutschland, auch wenn nach seinem letzten Deutschlandbesuch im September 2011 der kollektive Ruf durch die Wahl Papst Benedict XVI. am 19.4.2005 "Wir sind Papst" verklungen und bei

ihnen häufig einer Ernüchterung und Enttäuschung gewichen ist. Sind da Veränderungen, gar Brüche, im Denken und Entscheiden des Professors, Präfekten der römischen Glaubenskongregation und Papstes zu beobachten? Was bedeutet dies für die ökumenische Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche mit den reformatorischen Kirchen? Können wir Protestanten von Joseph Ratzinger etwas lernen? Professor Dr. theol. Michael Plathow, Professor für Systematische Theologie an der Universität Heidelberg und führend beim Institut für Konfessionskunde/Evangelischen Bund Bensheim tätig, nimmt aus Anlass des 85. Geburtstags von Joseph Ratzinger am 16. April eine Situationsbeschreibung vor.



Papst Benedikt XVI./Joseph Ratzinger Foto: Wikipedia-Flickr

I. Ehe mehr tastend auf diese Fragen eingegangen wird, sei zunächst festgehalten: Der „deutsche Papst“, dessen Person und Amt Respekt zu zollen ist, darf an seinem 85. Geburtstag auf eine beispiellose Karriere in der römisch-katholischen Kirche und ein weit greifendes Wirken und Werk blicken. Biographien beschreiben seinen Lebensweg¹, Selbstäußerungen vertiefen sie². Bibliographische Sammlungen seiner wissenschaftlichen Bücher und Aufsätze, seiner schriftlichen und mündlichen Reden und Verlautbarungen gehen in die Hunderte³ und noch mehr. Öffentliche Aufmerksamkeit erfahren seine Pilgerreisen und Staatsbesuche; so reiste er etwa nach Deutschland zum XX. Weltjugendtag in Köln (18. bis 21. 8. 2005)⁴, in die Heimat Bayern (9. bis 14. 9. 2006)⁵ und zum Staatsbesuch (22.9.2011). In seinen bislang drei Enzykliken „Deus caritas est“ (25.1.2006)⁷, „Spe salvi“ (30.11.2007)⁸, „Caritas in veritate“ (29.6.2009)⁹ hat er im Blick auf die Orientierung suchenden und nach Werten fragenden Menschen und Christen die christlichen Kardinaltugenden erinnert; mit den Apostolischen Schreiben in Form eines Motu Proprio „Porta fidei“ (11. 10. 2011) verkündigte er für den 50. Jahrestag der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils ein „Jahr des Glaubens“ (11.10.2012 bis 24.11.2013), was wohl nach den Enzykliken zur „Liebe“ und „Hoffnung“ eine zum Thema „Glauben“ erwarten lässt. Mit diesen christlichen Kardinaltugenden stellt sich J. Ratzinger seit seiner Promotion „Volk und Haus Gottes in Augustins Lehre von der Kirche“ (1953) weiter in die Tradition des von ihm hochverehrten Kirchenvaters.

Schwierige Herausforderungen

Zugleich sei auch im Blick behalten, dass J. Ratzinger in seinen exponierten kirchlichen Rollen und Aufgaben besonders schwierigen Herausforderungen und Krisen in seiner Kirche zu begegnen hat: Rückgängige Kirchenmitgliedschaft in Europa und, durch die Ausbreitung pfingstlicher Bewegungen, in Lateinamerika; die pädophilen Vergehen geweihter Priester,

wodurch sich die Rückkehr zu den Regeln des ersten Jahrtausends stellt, die, wie in den orthodoxen, anglikanischen und evangelischen Kirchen, verheiratete Priester anerkennen; Drängen von Frauen und Laien zur vollen Mitverantwortung in Gemeinden und kirchlichen Gremien; Aufhebung der juridischen Exkommunikation wiederverheirateter Geschiedener und in der Schwangerschaftsberatung „Donum vitae“ Tätiger; einerseits Integrationsbemühen um die vor-konziliar-verhärtete Pius-Bruderschaft und andererseits die Gemaßregelungen von Theologen wie H. Küng, L. Boff, G. Gutiérrez, J. Dupuis, J. Sobrino usw. Damit stellt sich die Frage, wie J. Ratzinger als Theologe und Papst das „aggiornamento“ des II. Vatikanischen Konzils versteht.

II. Professor J. Ratzinger war als beratender Mitarbeiter des mit dem reformunwilligen Kardinal Ottaviani streitenden Kölner Kardinals Frings bei der Erarbeitung der Verlautbarungen des II. Vaticanums beteiligt, wie entsprechend auch K. Rahner mit K. Lehmann oder H. Küng. Es sollte, wie Papst Johannes XXIII. in der Eröffnungsrede betonte, ein geistliches Ereignis der Erneuerung der römisch-katholischen Kirche sein.

J. Ratzinger/Papst Benedict XVI. wollte in seiner ersten Ansprache als Papst an das Kardinalskollegium und die Mitglieder der Römischen Kurie (22.12.2005), nach Differenzen in der Auslegung der Konzilstexte, etwa inwiefern der spätere CIC (1983) der hermeneutische Schlüssel für die Verlautbarungen des Konzils darstellt oder umgekehrt es die Verlautbarungen des II. Vaticanums für den CIC (1983) sind¹⁰, eine „korrekte Auslegung“ des II. Vatikanischen Konzils geben¹¹. Er stellt einer „Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruches“ eine „Hermeneutik der Reform“ gegenüber, d. h. der „Erneuerung des einen Subjektes Kirche, die der Herr uns geschenkt hat unter Wahrung der Kontinuität“¹². Das, was zum Wesen und Grundsätzlichen der Kirche gehört gegenüber dem Veränderlichen als aus historischen Situationen hervorgehenden und vorübergehenden Antworten, muss als kontinuierliche Wahrheit anerkannt bleiben. In diesem Sinn wird „aggiornamento“ mehr in Rich-

tung von Rückbesinnung auf die Kontinuität der Lehrtradition der römisch-katholischen Kirche verstanden. Kontinuität erweist sich überhaupt als die Leitperspektive für J. Ratzingers Denken und Entscheiden als Theologe, Kardinal und Papst. Diese These mag für die Hermeneutik des „unerledigten Konzils“¹³ an Hand von vier ekklesiologischen Themen verifiziert werden.

1. „subsistit in“ oder „est“¹⁴

Die spannungsvolle Zuordnung von Aussagen zur *communio*- und *societas*-Ekklesiologie in der II. Vatikanischen Dogmatischen Konstitution über die Kirche „*Lumen gentium*“ Kap. I und III spiegelt sich im „Ökumenismusdekret“ wider im semantisch uneindeutigen und offenen Verständnis des „*sacramenti ordinis defectus*“ des evangelischen Amtes, sei es als „Mangel“ oder „Fehlen“ verstanden, sowie in der Bedeutung der reformatorischen „kirchlichen Gemeinschaften“ im Sinn von Nicht-Kirchen oder von anderen „Typen“ des Kircheseins.

Diese ekklesiologische Spannung erfährt ihre Zuspitzung in der nachvatikanischen Diskussion über das „subsistit in“ (LG 8). Bekanntlich erklärte nach der Bellarminischen *societas perfecta*-Theorie die Enzyklika „*Mystici corporis*“ (1943) von Papst Pius XII., nun mit einem biblischen Modellbegriff, die römisch-katholische Kirche als identisch, „est“, mit dem biblisch bezeugten Leib Christi. Demgegenüber erklärte das II. Vatikanische Konzil: „Diese Kirche, die in dieser Welt als Gesellschaft (*societas*) verfasst und geordnet ist, hat ihre konkrete Existenzform (*subsistit in*) in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird.“

Vielfalt der Heiligung

Das schließt nicht aus, dass außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen“ (LG 8). Das „subsistit in“ erfährt in der weiteren Diskussion einerseits die Interpre-

tation als ökumenische „Öffnungsklausel“, als „*adest*“, im Referenzrahmen mit den anderen Kirchen; andererseits weist die lehramtliche Erklärung „*Dominus Iesus*“ (2000)¹⁵, besonders in der Fußnote 56, und das Schreiben „Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche“ im Sinn eines inklusiven Exklusivismus hin auf die Selbstidentifikation der realen römisch-katholischen Kirche mit der geglaubten Kirche Christi. J. Ratzinger selbst erklärte sich in diesem Zusammenhang für eine gegenüber dem „*esse*“ engeres Verständnis des „subsistit in“: „Während *esse* in der *analogia entis* den ganzen Bereich des Seins in all seinen Weisen und Formen umspannt, *subsistere* die Existenzform eines in sich stehenden Seins wie es speziell im ‚Subjekt‘ auftritt“. Die Kirche Jesu Christi ist „in der katholischen Kirche als konkretes Subjekt in dieser Welt anzutreffen“¹⁶. Wohl hat J. Ratzinger sich immer gegen eine Rückkehr-ökumene ausgesprochen, doch ist er als „unerledigte Aufgabe“ des II. Vatikanischen Konzils kaum auf die ekklesiale Qualität der reformatorischen Kirchen in LG 8 näher eingegangen oder hat angezeigt, was der römisch-katholischen Kirche ohne die Einheit oder Gemeinschaft mit den anderen Kirchen fehlt.

2. „Glaubenssinn der Gläubigen“: geistlich und rechtlich

Die innerkatholische Auseinandersetzung über die hermeneutische Dignität der Erklärungen des II. Vatikanischen Konzils gärt auch in der Diskussion über die Bedeutung der Bezeugungsinstanz des „Glaubenssinns der Gläubigen“. In der Dogmatischen Konstitution „*Lumen gentium*“, Nr. 12 wird der Glaubenssinn, „*sensus fidei* und *sensus fidelium*“, betont. In CIC (1983) findet er keine Erwähnung und damit auch keine kirchenrechtliche Relevanz für strukturelle und organisatorische Fragen. Der Unterschied des „allgemeinen Priestertums der Gläubigen“ und des „Priestertums des hierarchischen Dienstes“ durch das Weihesakrament „dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach“ (LG 10)¹⁷ lässt für die Laien keine Mitwirkungs- und Mitentscheidungsmöglichkeiten in Glaubens- und Sittenfragen und für

die Rezeption und Verbindlichkeit lehramtlicher Erklärungen in der römisch-katholischen Kirche zu¹⁸. Römisch-katholische Theologen, Laienorganisationen und Kirchenrechtler, so S. Demel¹⁹, fordern dies als noch „unerledigte Aufgabe“ des II. Vaticanums ein.

3. Gesamtkirche/Teilkirchen-Modell - Universalkirche/Ortskirchen-Modell

Im Blick auf die im „Schreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche über einige Aspekte der Kirche als *Communio*“ (28. 5. 1992) betonte „historische und ontologische“ Vorordnung der römisch-katholischen Gesamtkirche vor den Teilkirchen, verbunden mit dem juridischen Anspruch der Letztgültigkeit lehramtlicher Äußerungen und der zentralen Funktion der Kurie²⁰, kam es zu einem freundschaftlichen Disput W. Kaspers mit J. Ratzinger.²¹ W. Kasper hebt gegenüber J. Ratzinger hervor: die Universalkirche manifestiere sich in den Ortskirchen, die in eigener Weise Kirche Jesu Christi sind, durch den gemeinsamen Glauben an den dreieinen Gott und das Heil der Welt in Jesus Christus auch strukturell miteinander verbunden sind. Eine stärkere Eigenständigkeit der Ortskirchen betont dieses Universalkirche/Ortskirchen-Modell. J. Ratzinger warnt demgegenüber immer wieder vor einem daraus möglichen „ekklesiologischen Relativismus“.

Unannehmbarer Primat

Auch dieses Konflikthema als in der Philosophiegeschichte verankerte Spannung zwischen *Unum* und *Multum*, Einheit und Vielheit²², stellt eine noch „unerledigte Aufgabe“ des II. Vaticanums dar. In diesem Zusammenhang gestaltet sich das Verhältnis von Papstamt und Petrusdienst, das in „*Ut unum sint*“ (1995), Nr. 95, angesprochen wird mit dem Vorschlag, „eine Form der Papstausübung zu finden, die zwar keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet, sich aber einer neuen Situation öffnet“, als „unerledigte Aufgabe“. Dass zum „Wesentliche“ des Papsttums mit der „*Nota explicativa*“ der Dogmatischen Konstitu-

tion über die Kirche das Jurisdiktions- und Infallibilitätsdogma des I. Vatikanischen Konzils (1870) gehört, wird für das vom reformatorischen Schriftprinzip und vom protestantischen Kirchenverständnis als Kirche des Wortes wie überhaupt vom evangelischen Christsein und Christwerden her unannehmbar. Eine „Form der Primatsausübung ...“, die ... sich aber einer neuen Zeit öffnet“ ist auch zuallererst römisch-katholischerseits nach innen gerichtet auf Pluralität, Kollegialität und Subsidiarität, d. h. auf die freiwillige Selbstbeschränkung der umfassenden Jurisdiktionsgewalt hinsichtlich des pastoralen Dienstes, und des unfehlbaren Lehramtes in Richtung auf kollegiale und mehrgliedrige Lehrverantwortung.

4. Im Sinn der „Hermeneutik der Kontinuität“ und der „unerledigten Aufgaben“ des II. Vaticanums²³ ist auch J. Ratzingers persönliche Beteiligung²⁴ am Zustandekommen der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre (GER/GOF)“ vom 31. 10. 1999 zu werten: der Konsens „in Grundfragen der Rechtfertigungslehre“ nach mehr als 30 Jahren theologischer Dialoge, die erstmalige offizielle Feststellung einer ökumenischen Übereinstimmung in einem zentralen theologischen Thema nach der Reformation. Denn nüchtern und ernüchternd darf nicht verschwiegen werden, dass kurz darauf der „Jubiläumsablass“ zum Jahr 2000 und „*Dominus Iesus*“ (6. 8. 2000) in Rom erklärt wurde. „Unerledigt“ und weiter zu bearbeiten ist das theologische Verständnis der Aspekte „Zugleich Sünder und Gerechter - *simul peccator et iustus*“ und eines „Mitwirkens - *cooperatio*“ des Menschen im Rechtfertigungsgeschehen sowie die Frage der „Autorität“ in der jeweiligen Kirche. J. Ratzinger selbst betonte als anstehende Aufgabe den geistlichen Auftrag, die Rechtfertigungsbotschaft den Menschen heute so zu verkündigen, dass sie verstanden wird und Menschen verändert durch Gottes Gnade.

III. Im Jahr 2006 und 2010 sind die beiden Bände von Joseph Ratzinger/Benedict XVI., „*Jesus von Nazareth*“, erschienen. Aufmerksamkeit und Verbreitung fanden sie in der Öffentlichkeit. Auch

sie sind im Zusammenhang einer „Hermeneutik der Kontinuität“ zu lesen von den früheren Veröffentlichungen her wie „Einführung ins Christentum“ (1968)²⁵ und etwa „Schriftauslegung im Widerstreit“ (1989)²⁶: die Schriftauslegung richtet die Erklärung des historischen Werdeprozesses der biblischen Zeugnisse bei Klärung der hermeneutischen Voraussetzungen auf das vergegenwärtigende Verstehen, eingebettet in die lebendige Lehrvollmacht der römisch-katholischen Kirche²⁷.

1. J. Ratzinger befürwortet nach der Enzyklika „Divino afflante spiritu“ (1943) mit der Offenbarungskonstitution „Dei verbum“ des II. Vaticanums in seinem Werk „Jesus von Nazareth“ die historisch-kritische Methode in der Bibelexegese; er war ja auch Präsident der Päpstlichen Bibelkommission gewesen. Er integriert sie in die ganzheitliche Schriftinterpretation der „kanonischen Exegese“²⁸ und mit einer „Hermeneutik des Glaubens“ in den Verkündigungsauftrag des Volkes Gottes. Die heilige Schrift ist Zeugnis der Kirche. „Das Volk Gottes - die Kirche - ist das lebendige Subjekt der Schrift; in ihr sind die biblischen Worte immer Gegenwart“²⁹, d. h. der Glaube, dass Jesus von Nazareth „wirklich als Mensch Gott war und dies in Gleichnissen verhüllt und doch immer unmissverständlich zu erkennen gab“³⁰.

Persönliches Suchen

Das Genus von „Jesus von Nazareth“ als Verbindung von historischer Darstellung, wissenschaftlicher Exegese, theologischer Gesamtschau in „der lebendigen Überlieferung der ganzen Kirche und der Analogie des Glaubens“³¹ im Stil meditativer Homiletik und ansprechendem Zeugnis, ist schwer zu bestimmen.³² Kein neues Leben-Jesu-Buch will es sein, kein weiterer Beitrag in den disparaten wissenschaftlichen Diskursen, kein „lehramtlicher Akt, sondern einzig Ausdruck meines persönlichen Suchens nach dem Angesicht des Herrn (vgl. Ps 27, 8)“³³.

Besprechungen von „Jesus von Nazareth“ ver-

suchen das Werk zu charakterisieren als „wissenschaftlich fundiertes Glaubensbuch“³⁴, als „Mischung aus Kanzelton und Kathedertheologie“³⁵, als „meditativ-spirituelles und sehr persönliches Bemühen um die Gestalt Jesu“³⁶, als „Verkündigung der Wahrheit des christlichen Glaubens ... eine Art narrative Dogmatik ... (vom) schlüssigen Gesamtbild des Lebens Jesu als Ursprung und Ur-Paradigma der christlichen Wahrheit“³⁷. „Auslegung wird Bekenntnis, Vergangenheit Gegenwart, die in die Zukunft weist, weil der Ewige in der Zeit ist“³⁸, worin Hermann Häring kritisch die Verteidigung eines „nizänischen Christentums“ des Platonikers J. Ratzinger wahrnimmt und verurteilt³⁹. Ob dieses Werk die Kirchenfernen, die religiös Unmusikalischen, die Nichtglaubenden, die Atheisten anzusprechen vermag, wird bisweilen angefragt.



Papst Benedikt XVI amtiert in Rom Foto: Wikipedia-Blessing

2. J. Ratzinger erzählt und bezeugt als Glaubender für glaubende Menschen seiner Kirche und darüber hinaus Leben, Gestalt und Botschaft Jesu von Nazareth von der Taufe über die Bergpredigt, die das Reich Gottes verkündigenden Gleichnisse und das Gebet des Herrn hin auf das Christusbekenntnis des Petrus (Mk 8, 29; Mt 16, 16; Lk 9, 20; Joh 6, 69). Auf dem Hintergrund der Verheißungsworte des Alten Bundes bewahrheitet sich den Jüngern: „Das ist Gott selbst“⁴⁰ oder - wie es in der ersten Enzyklika Benedict XVI. „Deus caritas est“, Nr. 15 heißt: „In Jesus begeg-

nen wir Gott". Das Petrusbekenntnis entspricht dem selbstoffenbarenden „Ich bin es“ (Joh 8, 24 - Ex 3, 14; Joh 4, 14; 6, 35; 7, 38 u. a.) Jesu: das Einsein mit dem Vater, wie es das Bekenntnis von Nizäa (325) mit dem hellenistischen „'gleichwesentlich' (homoousios) ... unvergleichlich" neu bekennt⁴¹. In „Jesus von Nazareth“ verkündigt J. Ratzinger: „Er hat Gott gebracht: Nun kennen wir sein Antlitz, nun können wir ihn anrufen. Nun kennen wir den Weg, den wir als Menschen in dieser Welt zu nehmen haben. Jesus hat Gott gebracht und damit die Wahrheit über unser Wohin und Woher, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe“⁴².

Das Neue Reich

Auf dieses Bekenntnis hin und von ihm her legt J. Ratzinger in „Jesus von Nazareth. Teil II“ aus den Einzug Jesu in Jerusalem, die eschatologischen Reden, das letzte Abendmahl als „das Unerhörte“ der Stiftung der Eucharistie⁴³, Kreuzigung und Grablegung Jesu, seine Auferstehung aus dem Tod als das unerwartet Neue eines „neuen Typ von Ereignis“, eines „Mutations-sprungs“, der „eine neue Dimension eröffnet“⁴⁴. Von hier aus tut sich der Blick auf, dass Jesus mit dem „Aufgefahren in den Himmel“ seiner Kirche auf neue Weise zugänglich und nahe ist in ihrer Bitte „Marana tha“, „Dein Reich komme“.⁴⁵

3. Es handelt sich, auch durch die bedeutende Person des Autors, um ein öffentlich wirkendes Werk, das den Christusglauben heute bezeugt und mit dem biblischen Thomas Jesus Christus bekennt: „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20, 28) in einem meditativen Stil, der auch evangelische Christen anspricht, sei es den eigenen Glauben an Jesus Christus vergewissernd, sei es ihn kritisch befragend.

Ich lese es als das Werk des Lehrers der römisch-katholischen Kirche. Zwar spiegelt sich, bedingt durch das Genus von „Jesus von Nazareth“, die antitypische Gegenüberstellung von römisch-katholischer Inkarnationstheologie

und reformatorischer Kreuzes-Theologie in der frühen „Einführung ins Christentum“ (1968)⁴⁶ so prägnant in „Jesus von Nazareth“ nicht wider. J. Ratzinger spricht von der „Umkehrung der Proportionen“, die Leben, Botschaft und Gestalt Jesu als Geheimnis Gottes bestimmt⁴⁷.

J. Ratzinger bekennt die den Reformatoren zentrale Heilsbedeutung des Todes Christi als stellvertretende Sühne⁴⁸ bei Unterschieden im Menschen-, Sünden- und Gnadenverständnis. Die Furchen römisch-katholischen Traditions- und Schriftverständnisses ziehen sich aber durch die beiden Bände „Jesus von Nazareth“: Die besondere Bedeutung des Petrusbekenntnisses für die Jünger und die Kirche, die Lehrvollmacht der römisch-katholischen Kirche und Tradition, die Unterscheidung zwischen den männlichen Jüngern, denen der auferstandene Christus begegnet, und den Frauen am Grab, denen der Auferstandene erscheint; die Geltung der Schrift durch die Einbettung in die lebendige Lehrtradition der römisch-katholischen Kirche, wodurch allerdings die Kirche als creatura verbi der Kritik der Schrift nicht mehr zu unterliegen droht. Anders gesagt: Trotz der in Offenbarungskonstitution „Dei verbum“, Nr.11, festgestellten Asymmetrie von Wort Gottes und kirchlichem Lehramt erfährt bei einer Wechselbeziehung der Bezeugungsinstanzen die Spannung zwischen Verbindlichkeitsanspruch des Wortes Gottes und Verbindlichkeitsvorbehalt des Lehramtes die Schriftauslegung in der Tradition der römisch-katholischen Kirche entscheidende Bedeutung, ja, Letztgültigkeit.

Für J. Ratzinger, dem Lehrer der römisch-katholischen Kirche, ist die „Hermeneutik der Kontinuität“ auch in „Jesus von Nazareth“ letztlich entscheidend.

Zugleich bleibt festzuhalten, dass ein meditatives Hören und Sicheinlassen auf die geistlich-theologischen Auslegungen in „Jesus von Nazareth“ eine Vergewisserung des persönlichen Glaubens und eine spirituelle Bereicherung darstellen. Man kann fragen: Warum? Die Antwort ist:

J. Ratzinger will Wesentliches und Entscheidendes mitteilend eröffnen, dem Gehör zu leihen verdient. Das gilt auch für evangelische Christen.

In der Gemeinschaft des geistlichen Ökumenismus können auch sie vom Theologen und petrischen Pastor J. Ratzinger lernen. Im Papstamt Benedict XVI. mit dem Unfehlbarkeits- und Jurisdiktionsprimat als Alleinstellungsmerkmal der römisch-katholischen Kirche besteht ohnehin ein Grunddissens.

Sinngebendes verbindet

IV. 1. J. Ratzinger will in unserer modernen und postmodernen Gesellschaft, die von Subjektivierung, Pluralisierung und Relativierung der Normen und Werte gekennzeichnet ist und vom eindimensionalen Szientismus und selbstbezogenen Individualismus dominiert wird, aber zugleich Orientierung und Sinn sucht, die Aufmerksamkeit auf Wesentliches, auf Grundsätzliches, auf Sinngebendes lenken, es in die Öffentlichkeiten tragen, es verkündigen. Als Fundamentaltheologe und Lehrer der römisch-katholischen Kirche will er das „Wesen“ des christlichen Glaubens aufzeigen, von der „Mitte“ des Evangeliums auf die Fragen: Wer bin ich?, Wohin gehe ich?, Was ist wahr? Orientierung und Antwort geben.

So bedachte er das „Wesen des Rechts“ in seiner Bedeutung für das gesellschaftliche und staatliche Zusammenleben in seiner Rede vor dem „Deutschen Bundestag“ am 22. 9. 2011⁴⁹. Immer wieder forderte er bei seinen Staatsbesuchen und Pilgerreisen die Verantwortung für die Würde des Menschen, die Menschenrechte, die moralischen Werte und vor allem die Besinnung auf die Inhalte des christlichen Glaubens ein. So betonte er gleich zu Beginn des Besuchs in seiner Heimat Bayern auf dem Freigelände der Neuen Messe in München-Riem (10. 9. 2006) als die zentrale Herausforderung heute das Thema „Gott“; er verkündigte Gott „als das Zentrum der Wirklichkeit und als Zentrum unseres eigenen Lebens“⁵⁰. Gegen die „Schwerhörigkeit Gott gegenüber, an der wir gerade in dieser Zeit leiden“⁵¹, sprach er die Bitte, dass Gott wieder sein „Ephata“ zu uns sagen möge. Bewegend rief er: „Die Welt braucht Gott. Wir brauchen Gott“⁵².

So stellte er in den Ansprachen während des XX. Weltjugendtages in Köln (18. bis 21.8. 2005) die Liebe zu Jesus, dem Mensch gewordenen Sohn Gottes, in die Mitte⁵³. Von dieser Liebe als die sich in Jesus Christus bewahrheitende Wahrheit sollen die Jugendlichen Zeugnis geben in ihrer Umgebung und in der weiten Welt. So bezeugt und verkündigt J. Ratzinger persönlich andringend in seinem Werk „Jesus von Nazareth“, dass Jesus „Gott gebracht hat“⁵⁴. Das sind wesentliche Botschaften des christlichen Glaubens, die in ökumenischer Gemeinschaft auch bei evangelischen Christen Geltung haben und im Glauben Gehör finden.

2. Nun sei aber darauf hingewiesen (um „Wesen“, „Wesentliches“, „Wahres“ nicht in platonisierende Satz Wahrheiten gerinnen, existentielle Elementarisierung nicht zur metaphysischen Abstraktion werden zu lassen), dass Wesen von Erscheinung nicht zu trennen ist, Wesentliches konkret wird und Wahrheit sich bewahrheitet nach Billigkeit in menschlichen Bezügen. Wo es um ins Leben des einzelnen und der Gemeinden hinein greifende Themen und um pastorale Entscheidungen geht, die nicht in der Kontinuität mit dem „depositum fidei“ der römisch-katholischen Glaubens- und Sittenlehre stehen und von ihr abgedeckt sind, hinterlassen J. Ratzingers Reden bei nicht wenigen auch Enttäuschung. Wo es um strukturelle, organisatorische, politische Konkretionen und Entscheidungen geht, auch im pastoralen ökumenischen Zusammenleben, bewirken sie nüchtern Ernüchterung. Aus evangelischer Sicht dominiert das Traditionsprinzip das Schriftprinzip, die „Hermeneutik der Kontinuität“ die Hermeneutik des „aggiornamento“, die sodann zu einer Hermeneutik bloßer „Rückbesinnung“ wird.

3. Für evangelische Christen wirkte die nüchterne Ablehnung des „Ämtermemorandums“ der ökumenischen Universitätsinstitute (1973), der Anerkennung des Augsburger Bekenntnisses (1980), des Rahner-Fries-Vorschlags (1983) durch J. Ratzinger ökumenisch ernüchternd. Enttäuscht nahmen viele seine distanziertere

Äußerungen zum I. Ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003 auf, wie auch die Ausladung der Nicht-Katholiken von der Kommunion beim XX. Weltkirchentag in Köln, die Ablehnung der eucharistischen Gastfreundschaft konfessionsverbindender Eheleute, ökumenisch verbindlich lebender Gruppen sowie die Nichtzulassung wiederverheirateter Geschiedener zur Eucharistie aufgrund des römisch-katholischen Amts-, Sakraments- und Kirchenverständnisses.

Gelassen hoffen

Hoffnungen sind da auf das 50. Jubiläum des II. Vatikanischen Konzils, beginnend am 11.10.2012 als „aggiornamento“, gerichtet. Evangelische Christen lernen so von J. Ratzinger, bei Respekt und Achtung vor dem „deutschen Papst“, im Wachsen ökumenischen Zusammenlebens und Weiterschreitens nüchtern und gelassen zu sein, ohne selbstgenügsam zu werden, und den geistlichen Ökumenismus und die Selbstverpflichtung der „Charta Oecumenica“ (2001), Nr. II, 4 zu leben: „Wir verpflichten uns, auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind und nicht Gründe des Glaubens oder größere Zweckmäßigkeiten dem entgegenstehen“. Und ich füge im neutestamentlichen Sinn⁵⁵ hinzu, mit der Perspektive der Einheit in versöhnter Verschiedenheit sich gegenseitig als Kirchen anerkennenden Kirchen mit wechselseitiger eucharistischer Gastfreundschaft.

Anmerkungen:

¹ Stephan Otto Horn, Papst Benedict XVI./Joseph Ratzinger, 2009; John Allen, Kardinal Ratzinger, 2002; Georg Ratzinger/Michael Hesemann von Herbig, Mein Bruder der Papst, 2011, u. a.

² Joseph Ratzinger, Aus meinem Leben. Erinnerungen (1927 - 1977), 2000

³ u. a. Vinzent Pfnür/Stephan Otto Horn, Joseph Cardinal Ratzinger. Weggemeinschaft des Glaubens. Kirche als Communio. FS zum 75. Geburtstag, 2002, 261 - 324

⁴ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls VApS Nr. 169

⁵ VApS Nr. 174

⁶ VApS Nr. 189

⁷ VApS Nr. 171

⁸ VApS Nr. 179

⁹ VApS Nr. 186

¹⁰ In der Auseinandersetzung - innerhalb des deutschsprachigen Raums - stehen sich nicht nur die römisch-katholischen Theologen Peter Hünermann und Gerhard L. Müller gegenüber, sondern auch die Kirchenrechtler, d. h. für die grundlegenden hermeneutischen Bedeutung der Konzilsverlautbarungen Ernst W. Böckemförde (FAZ vom 7.12.2005, 39 und ThQ 186, 2005, 22ff, M. Wijlens (ÖR BH 73, 83ff), Sabine Demel, Handbuch Kirchenrecht, 2010, 654, oder die Kritik an der faktischen Auslegungsnorm des CIC (1983) für die II. vatikanischen Texte (Norbert Lüdecke, Der CIC con 193: Krönung des II. Vaticanum, 2000u.a.)

¹¹ VApS 172, 10

¹² Ebd., 11

¹³ Michael Plathow, Ökumenischer Realismus. Zur Situation zwischen evangelischen Kirchen und römisch-katholischer Kirche aus evangelischer Perspektive, in: Nachrichten aus dem Leben der Fakultät, hrsg. Förderverein der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, Beiträge 2007, 25ff

¹⁴ Vgl. auch: Thorsten Maaßen, Das Ökumeneverständnis Joseph Ratzingers, 2011, Kap. 4.1.3.

¹⁵ VApS 148

¹⁶ Joseph Ratzinger, Weggemeinschaft des Glaubens (4. 3. 2000), 127; vgl. hierzu auch ders., Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, München 1968/Gütersloh 2005, 287

¹⁷ Vgl. auch für die Pfarrgemeinde VApS 157

¹⁸ Vgl. Michael Plathow, Rezeption und Verbindlichkeit. Zur Rezeption ökumenischer Lehrgespräche, in: ZevKR 51, 2006, 149ff

¹⁹ Vgl. Sabine Demel mit ihren konkreten kodikarischen Vorschlägen für Zusätze im CIC (1983), in: HK 58, 2004, 618ff und in: dies., Handbuch Kirchenrecht, 2010, 276ff, 405ff, 422ff

²⁰ VApS 107, 9

²¹ Walter Kasper, Das Verhältnis von Universalkirche und Ortskirche. Freundschaftliche Auseinandersetzung mit der Kritik von Joseph Kardinal Ratzinger, in: StZ 218, 2000, 795ff

²² Vgl. Mit dem Hinweis auf Heraklit und Parmenides: Wolfgang Beinert, Wie viel Einheit braucht die Kirche Christi?, in: Cath 2001, 1ff

²³ Hierzu zählen auch Joseph Ratzingers Dialogbemühungen mit den orthodoxen Kirchen. Nach der Aufhebung der Exkommunikation als Reinigung des Gedächtnisses durch Patriarch Athenagoras und Papst Paul VI. am 7. 12. 1965 führte - verstärkt durch die jahrelange Freundschaft mit Metropolit Damaskinos Papandreou - seine erste Papstreise bezeichnender Weise nach Bari zum Grab des Nikolaus von Myra, der von westlichen und östlichen Christen verehrt wird.

²⁴ Vgl. Peter Neuner, Joseph Ratzingers Beitrag zur Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre, in: MThZ 46, 2005, 435ff

²⁵ Joseph Ratzinger, Einführung ins Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, München 1968/Gütersloh 2005

²⁶ Ders., Schriftauslegung im Widerstreit. QD 117, 1989, 15ff

²⁷ Vgl. auch: Nachsynodales Apostolisches Schreiben Verbum Domini von Papst Benedict XVI. über das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche 30. 9. 2010) Nr. 86f zur „lectio divina“, in, VApS 187, 127ff

²⁸ Ders., Jesus von Nazareth. Teil I, 18

²⁹ Ebd., 20

³⁰ Ebd., 19

³¹ Ebd., 17

³² Vgl. in diesem Zusammenhang auch: „Das Buch Gottes. Elf Zugänge des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz, 1992

³³ Ebd., 22

³⁴ ‚Jesus von Nazareth‘. Kontrovers. Rückfragen an Joseph Ratzinger, 2007, 7: so Karl Lehmann

³⁵ Ebd., 21: so Adolf Holl

³⁶ Ebd., 43: so Karl-Heinz Ohlig

³⁷ Ebd., 55: so Albert Franz

³⁸ Ebd., 105: so Manfred Gerwing

³⁹ Ebd., 119

⁴⁰ Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth. Teil I,

351

⁴¹ Ebd., 407

⁴² Ebd., 73

⁴³ Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth. Teil II, 137; entsprechend „Deus caritas est“, Nr. 13

⁴⁴ Ebd., 271; 300f

⁴⁵ Ebd., 302

⁴⁶ Ders., Einführung ins Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, 1968/Gütersloh 2005, 215

⁴⁷ Anm. 38, 272

⁴⁸ Ebd., 261

⁴⁹ VApS 189

⁵⁰ VApS 174, 37

⁵¹ Ebd., 38

⁵² Ebd., 42

⁵³ VApS 169

⁵⁴ Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth. Teil I, 73

⁵⁵ „Erinnert sei an Ernst Käsemann, Begründet der neutestamentliche Kanon die Einheit der Kirche?, in: ders. Exegetische Versuche und Besinnungen I, 1960, 214ff

Hilfe für die Heime Diakonie sieht Mängel der Pflegerreform

Zu den im Januar durch Gesundheitsminister Daniel Bahr vorgestellten Details einer Verbesserung der Pflegeleistungen mit höheren Leistungen bei der ambulanten und teilstationären Pflege für Demente weist Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier kritisch darauf hin, dass zentrale Fragen wie die Umsetzung des Pflegebedürftigkeitsbegriffs, weitergehende Entlastungen für pflegende Angehörige und verbesserte Arbeitsbedingungen für Mitarbeitende in den stationären Einrichtungen und ambulanten Diensten offenbar verschoben würden.

„Die geplanten Leistungsverbesserungen in der häuslichen Pflege sind dringend notwendig, insbesondere für dementiell erkrankte Menschen

und ihre pflegenden Angehörigen. Dass die pflegenden Angehörigen stärker unterstützt werden, kommt dem Wunsch vieler pflegebedürftiger Menschen entgegen, so lange wie möglich zu Hause und in der Familie zu bleiben“, sagt Stockmeier.

Allerdings sei gerade bei fortschreitender Demenz ein Umzug ins Pflegeheim häufig unvermeidbar. Deshalb dürften die stationären Pflegeeinrichtungen wie die Heime bei der Reform nicht vergessen werden.

Anlässlich der Anhörung zum Pflege-Neuordnungsgesetz führte Maria Loheide, sozialpolitischer DW-Vorstand, unter anderem aus: „Wir begrüßen, dass der Entwurf vorsieht, die ambulanten Pflegeleistungen für Menschen mit erheblich eingeschränkter Alltagskompetenz zu verbessern. Die Einführung der Leistungsart 'häusliche Betreuung' stellt einen ersten Schritt zur Entlastung von pflegenden Angehörigen in der häuslichen Pflege dar, muss aber durch weitere Maßnahmen ergänzt werden“. Nachbesserungsbedarf sieht Loheide vor allem bei den stationären Leistungen für dementiell erkrankte Menschen: „Bei fortschreitender Erkrankung kommt die häusliche Pflege oft an ihr Ende. Im Pflegeheim brauchen Menschen mit Demenz eine intensive Betreuung. Der Gesetzgeber muss hier handeln“.

Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr hatte zuvor Details zur geplanten Pflegereform vorgestellt. Das Ministerium plant Leistungsverbesserungen für Menschen mit Demenz in der häuslichen Pflege, Verbesserungen für pflegende Angehörige bei der Inanspruchnahme von Kurzzeitpflege und auch verstärkte Förderung von ambulant betreuten Wohnformen.

Liebevoll und sensibel BAGSO will an Ergebnisqualität der Pflege ansetzen

Mit der Reform der Pflegeversicherung 2008 wurde ein „Pflege-TÜV“ eingeführt. Der Gesetzgeber hatte zu Recht im Interesse der pflegebedürftigen Menschen und ihrer Angehörigen gefordert, dass jede Pflegeeinrichtung gesetzlich verpflichtet wird, ihre Qualität nach außen darzustellen. Durch die Pflege-Transparenzvereinbarungen PTV sollten Transparenz in der Altenpflege geschaffen, Leistungen überprüfbar werden und Einrichtungen realistisch beurteilt werden können. Die Landesverbände der Pflegekassen sind seitdem verpflichtet, die Ergebnisse der Qualitätsprüfungen zu veröffentlichen (§ 115 Pflegeversicherungsgesetz SGB XI). Pflegenoten sollen diese Prüfergebnisse allgemeinverständlich darstellen und allen ohne großen Aufwand zugänglich machen.

Die Umsetzung in der Praxis zeigt jedoch, dass das entwickelte System der Pflegenoten dem gesetzgeberischen Auftrag nicht nachkommt. Zu kritisieren ist vor allem, dass bei den derzeitigen Qualitätsprüfungen nicht die Ergebnis- und Lebensqualität, sondern vor allem Kriterien der Struktur- und Prozessqualität, so Konzeptionspapiere der Einrichtung und die Dokumentation des Pflegeprozesses, bewertet werden.

Die Praxis zeigt darüber hinaus, dass eine objektive Vergleichbarkeit der einzelnen Messergebnisse nicht gegeben ist, da es Unklarheiten sowie erhebliche Spielräume beim Ausfüllen des Kriterienkatalogs durch die einzelnen Prüfer gibt. Ferner wird die Gewichtung der einzelnen Kriterien in Frage gestellt; so können wichtige Kriterien durch weniger relevante ausgeglichen werden. Dies führt vielfach zu einer irreführenden Bewertung. Die Rechtsprechung hat bereits auf zahlreiche Probleme hingewiesen und in Einzelfällen Veröffentlichungsverbote ausgesprochen. Gute Pflege orientiert sich an den Bedürfnissen

der Pflegebedürftigen, an ihrer Individualität und jeweiligen Lebenssituation. Wesentliche Elemente für die Bewertung von Lebensqualität im Kontext von Pflege sind unbestritten Zuwendung, Kommunikation, Freundlichkeit, Einfühlsamkeit und Respekt. Um dies zu erfassen und umzusetzen, bedarf es eines ausgezeichneten Fachwissens ebenso wie emotionaler Intelligenz der Pflegekräfte. Ein liebevoller Umgang mit den Pflegebedürftigen und eine sensible Zuwendung sind wichtige Zeichen von Pflegequalität. Dieses Verständnis von guter Pflege wird von den Pflegegenoten nicht erfasst, denn die Komplexität von Pflegequalität lässt sich nicht aus Dokumenten ablesen und die Befragungen der Pflegebedürftigen fließen nicht in die Pflegequote ein.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, fordert daher für Pflegebedürftige und deren Angehörige wirkliche Transparenz über die tatsächliche Qualität der Leistungen von professioneller Pflege, sei es in einer Altenpflegeeinrichtung oder im häuslichen Umfeld. Wenn man die derzeitige Prüfungspraxis nicht aussetzen will, auch um die Betroffenen nicht zu verunsichern und damit das Vertrauen in das Bewertungssystem als solches zu stören, können die Qualitätsprüfungen in der jetzt praktizierten Weise lediglich eine kurzfristige Übergangslösung bis zur Einführung eines besseren Systems sein.

Was die Betroffenen wahrnehmen

Basis für ein neues System der Bewertung sieht die BAGSO in der Umsetzung der Ergebnisse des Projektes „Entwicklung und Erprobung von Instrumenten zur Beurteilung der Ergebnisqualität in der stationären Altenhilfe“. Hiermit steht erstmals ein wissenschaftlich fundiertes System zur Verfügung, das objektivierte Qualitätsergebnisse und tatsächliche, vom Pflegebedürftigen wahrgenommene Qualität umfasst und bewertet. Im Rahmen des Projektes wurden Instrumente entwickelt, die sich nicht nur für eine kontinuierliche Verbesserung der Qualitätsentwicklung

einer Altenpflegeeinrichtung, sondern auch zum Vergleich mit anderen Einrichtungen eignen.

Die BAGSO fordert eine zeitnahe, sorgfältige Umsetzung der Projektergebnisse für die Prüfungen durch den Medizinischen Dienst der Krankenversicherung MDK in der stationären Versorgung und eine vergleichbare Weiterentwicklung der Qualitätsprüfungen im ambulanten Bereich. In beiden Fällen muss stärker als bisher die Perspektive der pflegebedürftigen Seniorinnen und Senioren Berücksichtigung finden. Die Veröffentlichung der Prüfungsergebnisse muss verbraucherorientiert sein und eine realitätsbezogene Transparenz gewährleisten.

Lebensleistung darf nicht in Armut enden BAGSO-Leitlinien zur Alterssicherung

In einem Grundsatzpapier fordert die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet und die über ihre 109 Mitgliedsverbände rund 13 Millionen ältere Menschen in Deutschland vertritt, die politisch Verantwortlichen auf, die dramatische Absenkung des Rentenniveaus aufzuhalten.

In dem Papier werden die Auswirkungen der im Jahr 2001 beschlossenen Rentenreform beschrieben. So haben die Einkünfte aus der gesetzlichen Rentenversicherung GRV innerhalb von zehn Jahren einen Kaufkraftverlust von 8 Prozent erlitten. Die Erwerbsminderungsrenten sind sogar nominal gesunken. Die Zahl der Leistungsbezieher von Grundsicherung im Alter ist zwischen 2003 und 2010 um 60 Prozent gestiegen.

Am Ende der noch nicht abgeschlossenen Entwicklung wird ein Durchschnittsverdiener nach 35 Beitragsjahren einen Rentenanspruch haben,

der die Höhe dieser Grundsicherung nicht übersteigt. Die Sorge der BAGSO-Verbände gilt daher nicht allein den Rentnerinnen und Rentnern von heute, sondern stärker noch den künftigen Rentnergenerationen.

Da betriebliche und private Alterssicherungssysteme nicht für alle Beschäftigten zugänglich bzw. erschwinglich sind, können sie nur eine ergänzende Funktion haben. Und selbst dort, wo sie genutzt werden, können sie die in der Allgemeinen Rentenversicherung entstehenden Lücken nicht vollständig schließen. Das Risiko der Erwerbsminderung wird in diesen Systemen meist gar nicht oder nur unzureichend abgesichert.

Kernforderung der Seniorenverbände ist, die Lebensstandardsicherung für die Rentnerinnen und Rentner von heute und morgen wieder in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken. „Die solidarische Rentenversicherung muss auch in Zukunft mehr sein als eine Armut vermeidende Grundsicherung. Nur wenn die Rentenleistungen nach einem erfüllten Arbeitsleben deutlich oberhalb des Grundsicherungsniveaus liegen, behält die gesetzliche Rentenversicherung ihre Legitimation“, so die Vorsitzende der BAGSO und ehemalige Bundesfamilienministerin Prof. Dr. Ursula Lehr.

Altersmanagement betreiben

Altersgrenzen im Europäischen Jahr für aktives Altern fehlplatziert

In einem Grundsatzpapier fordert die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, Altersgrenzen aufzuheben und die mit ihnen verbundene Altersdiskriminierung zu beenden. „Altersgrenzen werden der höchst unterschiedlichen Entwicklung von Menschen

nicht gerecht und sind in höchstem Maße diskriminierend. Zudem verhindern sie, dass ältere Menschen ihre Kenntnisse und Kompetenzen in die Gesellschaft einbringen können. Und das können wir uns als alternde Gesellschaft gar nicht leisten“, so die Vorsitzende der BAGSO und frühere Bundesfamilienministerin Prof. Dr. Ursula Lehr.

Auf der Grundlage eines einheitlichen Bezugspunktes für die Rentenberechnung, der sogenannten Regelaltersgrenze, sprechen sich die Seniorenorganisationen für eine Flexibilisierung von Lebensarbeitszeiten auf freiwilliger Basis aus. Flankiert werden muss dies durch die Einführung eines das gesamte Arbeitsleben begleitenden Alternsmanagements in Betrieben. Starre Altersgrenzen für bestimmte Berufe stellen eine unverhältnismäßige Einschränkung des Grundrechts auf Berufsausübung dar.

Auch für den Bereich des ehrenamtlichen Engagements spricht sich die BAGSO für ein Umdenken aus.

Weiter plädieren die Seniorenorganisationen für einen erweiterten Diskriminierungsschutz im Bereich des Zugangs zu Dienstleistungen. So müssen Banken und Versicherungen zu mehr Transparenz verpflichtet werden, um ungerechtfertigte Ungleichbehandlungen erkennen und verhindern zu können.

Neuer Blick auf Jung und Alt

Beim Bevölkerungsumbruch ist viel von Ostdeutschland zu lernen

Von Ostdeutschland lässt sich viel zum demografischen Wandel viel lernen. Bevölkerungsrückgang und wirtschaftliche Umbrüche haben dort vorweg genommen, worauf sich in naher Zukunft viele Regionen einstellen müssen. Die neuen Bundesländer sind stark vom demografischen Wandel betroffen: Nach 1990 sind

viele junge Menschen abgewandert, die Zahl der Geburten ging erheblich zurück. Beide Entwicklungen führten zu einer ungünstigen Altersstruktur. Zählten die neuen Länder 1990 noch zu denen mit einer durchschnittlich recht jungen Bevölkerung, gehören sie heute zu denen mit der durchschnittlich ältesten. Dieser Trend wird sich fortsetzen. Die in den neunziger Jahren nahezu halbierte Kinderzahl entspricht ab 2015 einer nahezu halbierten Elternzahl. Halb so viele Kinder bedeuten halb so viele Berufsanfänger. Zur gleichen Zeit gehen die geburtenstarken Jahrgänge, die "Baby-Boomer", in Rente. In den nächsten zehn Jahren wird Ostdeutschland nochmals fast 900.000 Einwohner verlieren. Dadurch werden künftig etwa 400.000 Wohnungen nicht mehr gebraucht. Stark betroffen sind die ländlichen, dünn besiedelten und strukturschwachen Räume.

Modellprojekte auf regionaler Ebene weisen den Weg: Innenstädte beleben, generationsübergreifende Netzwerke aufbauen, Mobilitätszentralen und Informationsplattformen für Bürgerinnen und Bürger einrichten.

Regionale Grenzen gibt es nicht. Drei ostdeutsche Länder Thüringen, Sachsen-Anhalt und Sachsen haben sogar eine länderübergreifende Zusammenarbeit in der Demografiepolitik beschlossen.

Viele Erfahrungen gesammelt

Die Versorgung mit Kindergärten, Ärzten und öffentlichen Dienstleistungen, gut ausgebaute Straßen und öffentliche Verkehrsmittel, die Ansiedlung von Unternehmen und der Zugang zu Bildung: Ein Handlungskonzept zeigt auf, wo Infrastrukturen in schrumpfenden Regionen zu erhalten beziehungsweise anzupassen sind. Das Konzept stellt Erfahrungen zusammen, die die ostdeutschen Länder in den vergangenen Jahren gesammelt haben.

Flexible und lösungsorientierte Ansätze sind gefragt – im öffentlichen Bereich, aber auch bei der Zusammenarbeit von Verwaltung und Wirt-

schaft. Für die Kommunalverwaltungen ist künftig ein "Demografie-Coaching" geplant. Städte und Gemeinden sollen stärker zusammenarbeiten. Möglichkeiten, die Infrastruktur zu modernisieren, gilt es, noch besser zu nutzen – am besten dezentral. Denn vor Ort können die Probleme besser, schneller und effektiver gelöst werden. Ausdrücklich gewünscht ist, dass sich Bürgerinnen und Bürger stärker beteiligen.

Nach der Prognose des Statistischen Bundesamtes wird sich die Bevölkerung bis 2025 in Deutschland unterschiedlich entwickeln. Am stärksten wird sie in den neuen Bundesländern schrumpfen; jedoch Berlin, ein großer Teil Brandenburgs und der Nordwesten Mecklenburg-Vorpommerns wachsen. Die Bevölkerung in den alten Bundesländern nimmt größtenteils zu. Mit Abstand am stärksten im Großraum München.

Programm "Stadtumbau Ost" hilft

Damit Wohnraum besser ausgenutzt und neu gestaltet werden kann, ist das Bund-Länder-Programm "Stadtumbau Ost" aufgelegt worden. Es federt Wohnungsleerstand ab und schafft für viele Menschen moderne, lebenswerte Quartiere.

Ein pauschales Erfolgsrezept gibt es nicht. Das Handlungskonzept der Bundesregierung ist deshalb ein weiterer wichtiger Schritt, um die Daseinsvorsorge zu gestalten.

DU DARFST!

Darf man
als Christ eigentlich...?
Ist es erlaubt, dass...?
Müsste man nicht...?
Was sagt Gott dazu?
Du darfst alles,
was du mit Jesus unternehmen kannst.
Ihm gehört die ganz Welt.

Ältere Menschen einbeziehen Kirche und Diakonie arbeiten an Sozialer Stadt mit

„Kirche findet Stadt“: Gemeinsam engagieren sich Kirchengemeinden und die Wohlfahrtsverbände Caritas und Diakonie in den Gemeinden und Stadtteilen. Unterstützt durch das Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung präsentiert sich heute in Berlin die ökumenische Kooperationsplattform mit ihren Beiträgen für die soziale Stadtentwicklung. Im Bundesbauministerium werden heute mehr als 120 Beispiele aus der gesamten Bundesrepublik vorgestellt, die zeigen, wie kirchliche Gemeinwesenarbeit vor Ort gelingt.

„Mit dem ökumenischen Projekt ‚Kirche findet Stadt‘ haben wir Akteure gefunden, die in ihren Gemeinden, Quartieren und Stadtteilen nachbarschaftliches Zusammenleben in oft schwierigen Gebieten gestalten und aus christlicher Motivation heraus ihren spezifischen Beitrag zur Gebietsentwicklung leisten“, sagt Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier am Mittwoch in Berlin anlässlich der Vorstellung des Projektes im Bundesbauministerium.

Caritas-Präsident Peter Neher ergänzt: „Einrichtungen und Dienste wie beispielsweise die Behinderten- und Altenhilfe, aber auch die Kindertagesstätten öffnen sich in die Stadtteile hinein. Sie entwickeln sich zu Zentren der Begegnung und der Zusammenarbeit. Gemeinsam mit anderen werden Probleme vor Ort angegangen und nach Lösungen gesucht. Kirche mischt sich ein und gestaltet mit“.

„Die Kirchen spielen eine wichtige Rolle in unseren Städten. Sie bilden häufig einen Orientierungspunkt in der Stadt - nicht nur städtebaulich. Denn die Kirchengemeinden leisten aktive Beiträge bei der Kinder- und Jugendarbeit oder dem Einbeziehen der älteren Generation. Sie

tragen so zu einem gelungenen Miteinander vor Ort bei. Wir wollen, dass diese Potenziale für eine sozial integrierte Stadtentwicklung noch besser genutzt werden. Für eine lebenswerte Stadt spielt eine aktive Bürgergesellschaft eine wesentliche Rolle. Und wir unterstützen das, wo wir können“, würdigt Bundesbauminister Peter Ramsauer das Kooperationsprojekt.

Das Kooperationsprojekt „Kirche findet Stadt“ wurde gemeinsam vom Diakonischen Werk der EKD und dem Deutschen Caritasverband entwickelt. Zusammen mit dem Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz sowie der Geschäftsstelle der Evangelischen Akademien in Deutschland und dem Leiterkreis der Katholischen Akademien hat sich ein Projektverbund konstituiert. Das Vorhaben wird im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung bis März 2013 gefördert. Das Ziel ist es, eine breite Diskussionsplattform für das kirchliche Handeln in Stadt und Land aufzubauen.



Das Modellprogramm Soziale Stadt fördert vielerorts soziale Infrastruktur und Integration Foto: Kurt Witterstätter

In der Altenhilfe hoch engagiert 700.000 Freiwillige in der Diakonie

Rund 700.000 Menschen engagieren sich freiwillig in Einrichtungen und Diensten der Diakonie. Dies ist das erfreuliche Ergebnis einer repräsentativen Studie des Diakonie Bundesverbandes. Nahezu zwei Freiwillige kommen auf jeden der 453.000 Mitarbeitenden der Diakonie. Die Zahl der freiwillig Engagierten ist damit weit aus größer als bislang angenommen.

Die Befragung zum freiwilligen Engagement unter 1.500 Einrichtungen und Diensten der Diakonie sowie 1.000 freiwillig Engagierten ergab zudem ein typisches Profil: die freiwillig engagierten Menschen in der Diakonie sind zumeist weiblich, älter als 60 Jahre und im Ruhestand, verheiratet, bereits längere Zeit und im Schnitt bis zu zehn Stunden monatlich freiwillig tätig.

In nahezu jedem Arbeitsfeld in der Diakonie sind Freiwillige engagiert, am häufigsten in der Altenhilfe, in Bereichen für Menschen in besonderen Lebenssituationen, zum Beispiel der Obdachlosenhilfe oder in der Behindertenhilfe.

„Wir wissen, wie wichtig freiwilliges Engagement für unsere diakonische Arbeit ist“, sagt Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier am Dienstag in Berlin. Im Rahmen des Europäischen Jahres der Freiwilligentätigkeit hatte der Diakonie Bundesverband freiwilliges Engagement zu seinem Jahresthema 2011 gemacht. Dadurch dankte die Diakonie allen Menschen, die sich in Diakonie, Kirche und Gesellschaft freiwillig engagieren.

Auf der Abschlussveranstaltung des Jahresthemas in Berlin werden die Ergebnisse der Studie zum freiwilligen Engagement in der Diakonie präsentiert. „Vor allem die aktiven Menschen in unserer Gesellschaft, die freiwillig Engagierten,

verändern unsere Gesellschaft laufend - bewusst oder unbewusst. Gerade die Diakonie ist seit ihrer Gründung nicht denkbar ohne ehrenamtliches Engagement und die Freiwilligentätigkeit“, betont Stockmeier.

Die Studie ergab auch: Lilo Foldenauer, freiwillige Stadtteil-Assistentin in Stuttgart und Gesicht der Diakonie-Kampagne zum Jahresthema 2011, entspricht dem „Prototyp“ der Diakonie-Freiwilligen. Ein Video über Lilo Foldenauer finden Sie unter www.youtube.com/diakonie

Einsetzen - aber nicht ausnutzen BAGSO und Seniorenbüros zum Engagement Älterer

Unter dem Motto „Aktives Alter – Freiheit oder Verpflichtung?“ diskutierten im Berliner Sony-Center die BAGSO-Vorsitzende und Alterswissenschaftlerin Prof. Dr. Ursula Lehr, der ehemalige SPD-Parteivorsitzende Franz Müntefering und der FDP-Abgeordnete Florian Bernscheider miteinander.

In der gut besuchten Gesprächsrunde, die von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO und der Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros BaS im Rahmen des aktuellen Europäischen Jahres der Freiwilligentätigkeit durchgeführt wurde, waren sich die Gesprächspartner weitgehend einig, dass es keine staatliche Verpflichtung älterer Menschen zum Engagement geben darf.

Ursula Lehr stellte klar: „Die Lebensqualität im Alter ist eng verbunden mit dem Gefühl, gebraucht zu werden – aber nicht verpflichtet oder benutzt. Freiwilliges Engagement und Verpflichtung, das passt nicht zusammen, was jedoch nicht bedeutet, dass ältere Menschen ihr Ehrenamt nicht sehr ernst nehmen.“

Franz Müntefering betonte die Eigenverantwortung des Einzelnen „Der Sozialstaat ist unentbehrlich, aber die Soziale Gesellschaft vor Ort auch - die Bereitschaft, Verantwortung zu tragen für mich und für andere.“

Florian Bernschneider, der jüngste Abgeordnete des Deutschen Bundestages, ergänzte: „Wir brauchen passgenaue Engagement-Angebote, die den Interessen der Jüngeren und Älteren gerecht werden. Aber wir sollten dabei nicht die Chance aus den Augen verlieren, gerade mit dem Bürgerschaftlichen Engagement und den Freiwilligendiensten Brücken zwischen den Generationen zu bauen. Der Bundesfreiwilligendienst bietet für dieses intergenerative Engagement große Chancen.“

Das Engagement älterer Menschen in ihrer Nachbarschaft, ihrer Kirchengemeinde, ihrem Stadtviertel, in Vereinen und Verbänden ist groß, und nach den jüngsten Untersuchungen zum freiwilligen Engagement in Deutschland ist es in den letzten Jahren sogar noch gestiegen. Darüber hinaus sind viele Ältere durchaus bereit sich freiwillig einzubringen, möchten aber selbst entscheiden, für was und in welchem Umfang sie dies tun. Darauf müssen sich auch die Verbände und Vereine einstellen und flexible Angebote schaffen. Der neu eingerichtete Bundesfreiwilligendienst ist nach Ansicht der Veranstalter der Diskussionsrunde – zumindest zurzeit – ein zu starres Instrument, um für viele aktive Ältere attraktiv zu sein.

Die BAGSO – Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. – ist die Lobby der älteren Menschen in Deutschland. Unter ihrem Dach haben sich über 100 Verbände mit etwa 13 Millionen älteren Menschen zusammengeschlossen, darunter auch das ESW. Sie vertritt deren Interessen gegenüber Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, wobei sie die nachfolgenden Generationen immer im Blick hat. Darüber hinaus zeigt sie durch ihre Publikationen und Veranstaltungen Wege für ein möglichst gesundes und kompetentes Altern auf.

Die BaS - Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros e.V. - ist ein Zusammenschluss der Träger von Seniorenbüros. Sie fördert das freiwillige Engagement älterer Menschen. Seniorenbüros sind Informations-, Beratungs- und Vermittlungsstellen für freiwilliges Engagement in der nachberuflichen und nachfamiliären Lebensphase. Derzeit gibt es mehr als 280 Seniorenbüros bundesweit.

Weitere Informationen:

Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel.: 02 28 / 24 99 93 18, Fax: 02 28 / 24 99 93 20; Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros e.V. BaS, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel.: 02 28 / 61 40 74, Fax: 02 28 / 61 40 60.



Auf dem Weg ins Seniorenbüro

Foto: Kurt Witterstätter

Wege aus dem Teufelskreis Ein Ratgeber zur Entlastung pflegender Angehöriger

Derzeit sind in Deutschland 2,25 Millionen Menschen pflegebedürftig, davon werden zwei Drittel zu Hause betreut. „Mit der Entscheidung, die Pflege selbst durchzuführen, geraten viele Angehörige in eine schwierige Lebenslage“, sagte der Bundesvorsitzende der Deutschen Psychotherapeutenvereinigung DPtV Dipl.-Psych. Dieter Best in Köln. „Das Bedürfnis, den Angehörigen zu versorgen und das eigene Leben gleichzeitig zu bewältigen, stellt Anforderungen an den Einzelnen, denen nicht jeder gewachsen ist“. Wie kann mit der ungewohnten und oft körperlich und seelisch kräftezehrenden Situation umgegangen werden, ohne sich selbst zu verlieren?

Der von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, und der DPtV gemeinsam entwickelte Ratgeber „Entlastung für die Seele: Ein Ratgeber für pflegende Angehörige“ gibt den pflegenden Angehörigen einen umfassenden Überblick über die Ursache von möglichen Beschwerden und zeigt Auswege auf. „Eine psychotherapeutische Begleitung der Betroffenen, auch bei älteren Pflegenden, ist sinnvoll und entlastend und kann verhindern, dass die Betroffenen sich selbst in der Pflegesituation verlieren“, verdeutlichte Best.

„Wir möchten pflegende Angehörige dazu ermutigen, offensiv mit den Schwierigkeiten umzugehen und auch Hilfe von außen in Anspruch zu nehmen“, sagte die BAGSO-Vorsitzende Prof. Dr. Ursula Lehr anlässlich der Vorstellung des Ratgebers in Köln. Anders als professionelle Pflegekräfte sei der emotionale Abstand zu Angehörigen nicht gegeben, sagte Lehr. Oft mit der Folge von Erschöpfung, Überforderung und Depression. „Einen Angehörigen zu Hause zu pflegen, ist in jedem Fall eine große Herausforderung und ein Spagat zwischen dem Wunsch, helfen zu

wollen, und der Sorge um den eigenen Lebensalltag“. Und so selbstverständlich und erfüllend es sein kann, füreinander da zu sein und helfen zu können, so schnell können sich die Pflegenden dabei in einer Situation wiederfinden, in der die Herausforderung zur Überforderung wird. Der Übergang ist meist fließend und vollzieht sich oft unbemerkt.

Die Autorin des Ratgebers, Gudrun von Stösser, zeigte, dass auch die Belastbarkeit der Psyche Grenzen hat, wie die des Körpers. „Im Alltag gelingt es uns fatalerweise meist erfolgreich, Symptome der Erschöpfung über lange Zeit zu ignorieren, da unser Organismus enorm anpassungsfähig ist. Je nach individueller Konstitution können immer noch Reserven mobilisiert werden. Dabei wird allerdings auch ein Teufelskreis in Gang gesetzt, denn wenn wir uns nicht zwischendurch erholen, werden wir immer erschöpfter, und je erschöpfter wir werden, umso mehr Kräfte müssen wir mobilisieren, um weiter zu funktionieren. Am Ende ist oft nur noch ein kleines Ereignis nötig, der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt, um den gesamten Organismus in sich zusammenbrechen zu lassen“. Um dies zu verhindern, werden in der Broschüre die Wege, die zur Überlastung führen und die Auswege daraus ausführlich und sehr verständlich dargelegt und durch eine umfassende Sammlung von Hilfsmöglichkeiten, Selbsthilfegruppen und Ansprechpartnern ergänzt. Die Broschüre kann über die Deutsche Psychotherapeutenvereinigung (www.dptv.de) und die BAGSO (www.bagso.de) bestellt werden oder heruntergeladen werden.

Meine Worte und Taten
sollten wie die von
Jesus liebevoll sein,
lebensfördernd,
tröstlich und heilsam

Tina Willms

Nach Profi nun Pate Diakonisches Projekt gewinnt Engagementpreis

Die „Initiative Arbeit durch Management: Patenmodell“ der Diakonie hat den Deutschen Engagementpreis 2011 in der Kategorie „Gemeinnütziger dritter Sektor“ gewonnen. In dem diakonischen Projekt engagieren sich mehr als 1.200 ehrenamtliche Paten in 75 deutschen Städten für arbeitslose Menschen. Ehemalige, frühere und noch aktuelle Personalprofis und Führungskräfte übernehmen Job- oder Ausbildungs-Patenschaften für Arbeitssuchende. Sie unterstützen Jugendliche und Erwachsene mit und ohne Behinderung sowie arbeitssuchende Migranten bei deren beruflicher Integration.

„Die hohen Vermittlungsquoten sprechen für den Erfolg der Initiative. Über 70 Prozent der begleiteten Langzeitarbeitslosen, 40 Prozent der Schwerbehinderten und über 90 Prozent der Jugendlichen fanden eine Beschäftigung beziehungsweise einen Ausbildungsplatz“, teilte Johannes Stockmeier in seiner Laudatio bei der Preisverleihung mit, der als Präsident der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege und als Präsident des Diakonischen Werkes der EKD fungiert. Durch die persönliche Förderung und Beratung könnten arbeitssuchende Menschen tragfähige Perspektiven entwickeln, wieder Vertrauen in die Zukunft gewinnen und neues Selbstbewusstsein und Lebensmut erhalten. Im Europäischen Jahr der Freiwilligkeit habe das Projekt gezeigt, dass die Gesellschaft Menschen brauche, die Mitverantwortung für die Gesellschaft übernehmen und sich freiwillig engagieren. „Mit dem Preis wird das Engagement der Patinnen und Paten anerkannt, die mit ihren individuellen Fähigkeiten und Gaben und ihrem Engagement Barrieren überwinden und so einen Beitrag zur Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft leisten“, betont Stockmeier. Träger der „Initiative Arbeit durch Management:

Patenmodell“ ist das Diakonische Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Der Deutsche Engagementpreis wird jährlich vom Bündnis für Gemeinnützigkeit besonders engagierten Personen und beeindruckenden Projekten verliehen. Für den Preis kann man sich nicht bewerben, alle Bürger können ihre „ganz persönlichen Helden“ für diese Ehrung vorschlagen.

Das Bündnis für Gemeinnützigkeit ist ein Zusammenschluss gemeinnütziger Dachverbände und Netzwerke des Dritten Sektors sowie von Experten und Wissenschaftlern.

Die Kluft wird breiter Armut ist ein strukturelles Problem

Die Diakonie kritisiert das Konzept der Bundesregierung für den nächsten Armuts- und Reichtumsbericht. „Der Bericht konzentriert sich zu stark darauf, wie viel Kraft und Motivation Einzelne aufwenden, um Armut zu überwinden. Armut ist aber ein strukturelles Problem“, sagte Maria Loheide, sozialpolitischer Vorstand des Diakonischen Bundesverbandes, bei der Anhörung im Ausschuss Arbeit und Soziales.

Der Fokus auf den Einzelnen dürfe zudem nicht dazu führen, dass in der Gesellschaft und durch den Staat weniger unternommen werde, um Benachteiligungen und Hürden beim Zugang zu Bildung und Erwerbsarbeit abzubauen. Nach wie vor seien das die wichtigsten Faktoren für eine gelingende Integration in die Gesellschaft. „Es ist nicht jeder seines Glückes Schmied. Das greift zu kurz. Menschen starten mit ungleichen Voraussetzungen ins Leben. Der Staat muss für Chancengerechtigkeit sorgen“, betont Loheide.

Fehlende Chancen und gesellschaftliche Ausgrenzung sind objektiv erfassbare Phänomene, die nicht durch subjektive Wahrnehmungen der

Betroffenen ersetzt werden dürfen, deren Erhebung im Bericht vorgesehen ist. Die Erhebung von Lebenslagen liefere die Basis für wichtige Aussagen zu Armut und sozialer Ausgrenzung sowie zum sozialen Zusammenhalt in der Gesellschaft. Gerade habe der Sozialbericht des Statistischen Bundesamtes bestätigt, dass es immer weniger Menschen in Deutschland gelinge, sich aus einkommensarmen Situationen zu befreien. Zu ähnlich kritischen Ergebnissen kommt auch der jüngste Bericht der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung OECD zur Einkommensverteilung. Danach hat sich die Kluft zwischen Armen und Reichen in Deutschland in den vergangenen 20 Jahren deutlich vergrößert.

Rezepte zum Nachkochen BAGSO stellt neue Mitmach-Box „In-Form“ vor

Um gemeinsam praktiziertes gesundheitsförderliches Essen und Mobil-Sein geht es in einer neuen Vorschläge-Box, die die Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO jetzt der Öffentlichkeit vorgestellt hat. Seniorengruppen, die gemeinsam etwas für ihre Gesundheit und Mobilität tun wollen, können sich diese Box gegen eine Schutzgebühr zusenden lassen.

Der Parlamentarische Staatssekretär bei der Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Dr. Gerd Müller, und die BAGSO-Vorsitzende Prof. Dr. Ursula Lehr stellten in einer Senioreneinrichtung des Union-Hilfswerks in Berlin die neue Mitmach-Box „In-Form“ vor. Diese Mitmach-Box wurde im Rahmen des Projektes „Im Alter In-Form: Gesund essen, mehr bewegen“ von der BAGSO erarbeitet und vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz gefördert. Die Box mit vielerlei Ratschlägen richtet sich an Gruppen älterer Menschen, die gemeinsam, gegebenenfalls mit einer Gruppenleitung, aktuelle Fragen

zur gesunden Ernährung und Lebensweise erörtern sowie Freude an der Bewegung finden möchten.

Die Mitmach-Box „In-Form“ möchte neben der Wissensvermittlung vor allem die Umsetzung einer ausgewogenen Ernährung und gesundheitsfördernden Bewegung im Alltag erlebbar machen. „Ein gesunder Lebensstil kann maßgeblich zu mehr Lebensqualität und Lebensfreude im Alter beitragen. Wie es gelingen kann, ältere Menschen durch gemeinsame Aktivitäten zu einem gesünderen Ernährungs- und Bewegungsverhalten zu motivieren und dafür zu begeistern, zeigt die Mitmach-Box „In-Form“. Sie enthält konkrete Anregungen und Hilfestellungen für den Alltag in der Seniorenarbeit“, erklärte Staatssekretär Dr. Gerd Müller bei der Vorstellung der Box in Berlin.

„Es ist erwiesen, dass viele Krankheiten aufgrund unzureichender oder falscher Ernährung entstehen oder dadurch begünstigt werden. Das heißt auch: Durch eine gesunde Ernährung und Lebensweise können wir den Verlauf einer Erkrankung positiv beeinflussen. Nutzen wir diese Chance“, sagte die BAGSO-Vorsitzende und Gerontologin Ursula Lehr bei der Präsentation.

Was die Mitmach-Box bietet

Die Mitmach-Box „In-Form“ umfasst insgesamt vier Ordner mit den Titeln Wissen, Essen, Bewegen und Quiz. Der Ordner Wissen ist in 52 Thementage strukturiert. Sie beginnen jeweils mit einer Übersicht, die Angaben enthält über Ziele und Inhalte der Themen, wünschenswerte oder erforderliche Arbeitsmaterialien und mögliche Partner, die als Experten bzw. Gäste eingeladen werden können. Darüber hinaus bieten sie Anleitungen, Informationen, Geschichten sowie Beispiele für verschiedene methodische Vorgehensweisen. Die beiliegende DVD enthält ergänzende Informationen, Arbeitsblätter sowie Links zu Bildern, Filmen und Quellen.

Der Ordner Essen beinhaltet zu den 52 Thementagen jeweils sechs Rezepte mit Gerichten für unterschiedliche Mahlzeiten. Die über 300 Re-

zepte können je nach räumlichen Gegebenheiten gemeinsam zubereitet, besprochen oder zu Hause ausprobiert werden. Im Ordner *Bewegen* erfährt die Seniorengruppe, warum Bewegung zur Aufrechterhaltung der körperlichen Leistungsfähigkeit bedeutsam ist und wie man diese fördern kann. Zu 52 Themen werden abwechslungsreiche Übungen, Tänze und Bewegungsspiele beschrieben. 208 Wissens- und Scherzfragen zu den 52 Thementagen enthält der Ordner *Quiz*. Wer die Lösung nicht kennt, findet diese im *Quizordner*. Die insgesamt fast tausend Seiten umfassende *Mitmach-Box „In-Form“* wird gegen eine Schutzgebühr von 20 Euro an Multiplikatoren, die nachweislich Gruppen älterer Menschen begleiten, abgegeben. Das Bestellformular kann bei der BAGSO angefordert oder auf der Internetseite des Projektes (<http://projekte.bagso.de/fit-im->



Das erwartet Sie bei einer Bestellung

Foto: BAGSO

Gedankenflug

Gelegentlich abheben
den Träumen trauen
sie als Aufwind
unter den Gedanken spüren.
Sich tragen lassen
hoch hinaus
und später beflügelt
im Alltag landen.

Tina Willms

Rechtfertigung oder Beruhigung?

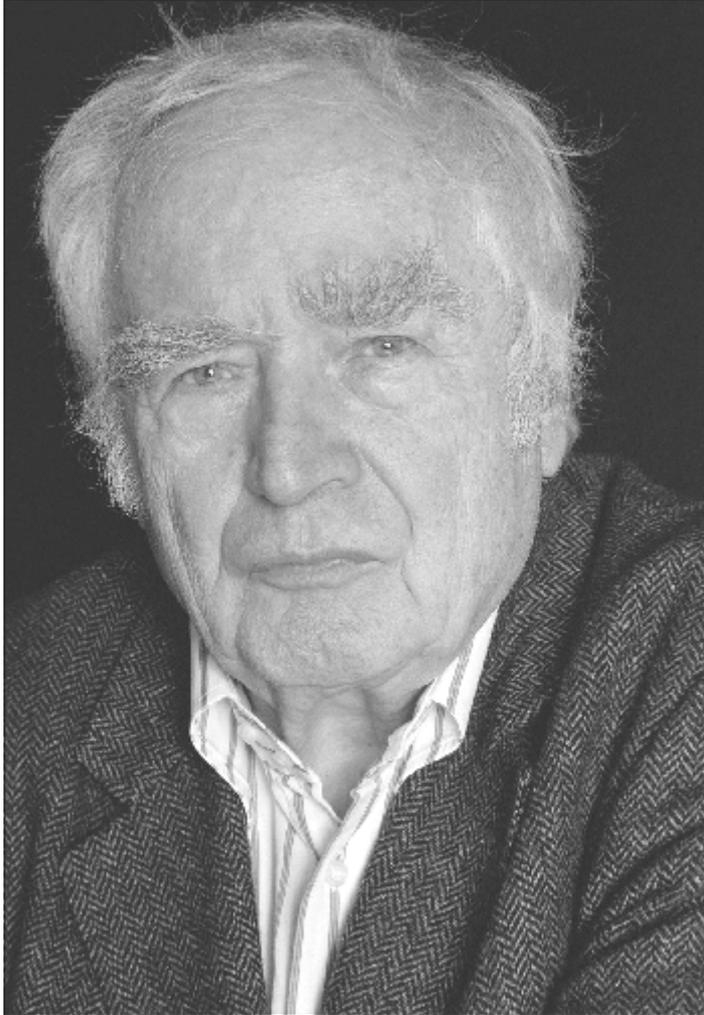
Zu Martin Walsers *Gottes-Sicht* im „*Muttersohn*“ und der *Havard-Rede*

von Dr. Martin Hussong, Speyer

Am 24. März feierte Martin Walser seinen 85. Geburtstag. Mit Siegfried Lenz und Günter Grass gehört Walser zum Dreigestirn der deutschen Dichter, die ihre ersten Erfolge in den 1950er Jahren im Autoren-Kreis der „Gruppe 47“ hatten, mit einigen Werken unterdessen zu Klassikern geworden sind und bis heute mit jeweils neuen Werken den Literaturbetrieb beleben. Alle drei werden von der Kritik auch immer wieder gebeutelt. Das mag auch daran liegen, dass vor allem Grass und Walser sich noch immer auch politisch zu Wort melden. Sie sind nach wie vor unbequem. Hier sei nun aus Anlass von Walsers rundem Geburtstag seine Bedeutung an seinem frühen Roman „*Ehen in Philippsburg*“ und an seinem jüngsten, 2011 erschienenen „*Muttersohn*“ erhellt. In diesem seinem vorerst letzten Werk nähert sich Walser der Glaubenthematik: Wohl wissend, dass es nach der Aufklärung für ihn keine unschuldige Gläubigkeit mehr geben kann, sucht er doch, wie auch in seiner im November 2011 gehaltenen *Havard-Rede* von der Rechtfertigung, dem Glauben mehr als eine beruhigende Placebo-Wirkung zuzumessen.

1. Distanz und Annäherung

Die Bitte, über Martin Walser zu seinem Fünfundachtzigsten etwas zu schreiben, traf mich unvorbereitet. Als ich in meiner Bibliothek nach Walser-Büchern suchte, war ich doch erstaunt, wie viele ich gefunden habe und – da rührt sich schon das Gewissen – wie wenige ich wirklich gelesen habe, oder wenn ich sie gelesen habe, an wie wenige ich mich noch genauer erinnere. Einige waren sogar hinter der ersten Reihe ‚versteckt‘, hatten



Porträt Martin Walser

zu Gunsten von Neuerwerbungen Platz machen müssen. In der Tat war ich zu Walser auf Distanz gegangen. Die Helden Walsers und ihre Probleme schienen mir einander zu ähnlich, meist waren es Schwächlinge, unfähig sich im gesellschaftlichen Dschungel zu entscheiden, zu wehren oder sich gar durchzusetzen. Auf Distanz gebracht hat mich auch die Schlammschlacht, die sich zwischen Walser, Reich-Ranicki und dem Mitherausgeber der FAZ, Frank Schirrmacher, entwickelt hat. Die Kritik stieß sich vor allem an Äußerungen Walsers in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 11. Oktober 1998. Darin hat er gesagt: „Auschwitz eignet sich nicht dafür Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder

stande kommt, ist von der Qualität des Lippengebets.“

Daraufhin wurde ihm Nationalismus und gar Antisemitismus vorgeworfen. Walser hat zurückgeschlagen, vor allem gegen Reich-Ranicki, der schon vorher seine Romane in der Luft ‚verrissen‘ hatte. Jetzt konterte er mit dem Roman „Der Tod eines Kritikers“. Die FAZ verweigerte einen Vorabdruck des Buches. Walser habe Reich-Ranicki nicht nur karikiert, sondern ihn sogar bedroht. Die öffentlichen Angriffe strotzen vor gegenseitigen Verletzungen. Das hat damals auch meine Distanz zu Walser vergrößert. Noch jetzt, dreizehn Jahre nach der Rede, glaubt Walser sich gegen die damaligen Vorwürfe verteidigen zu müssen. Noch im November letzten Jahres, in einer Rede an der Harvard-Universität, wehrt er sich: Er habe sich von dem befreien wollen, was Salomon Korn einen „in floskelhaften Redewendungen kanalisierten Jargon der Betroffenheit“ genannt hatte. In der Tat hat sich Walser immer wieder gegen eine Verdrängung der Nazi-Vergangenheit gewandt.

In dem 1964 uraufgeführten Stück „Der Schwarze Schwan“ hatte der Abiturient Rudi in einem Brief als „Schwarzer Schwan“, das heißt als SS-Offizier, sich selbst beschuldigt, für die Ermordung der kleinen Hedi im Konzentrationslager verantwortlich gewesen zu sein. Damit „dekoriert“ er sich, wie es heißt, „mit Gewissen“, mit den Erinnerungen, die sein Vater und dessen alter Freund, der Arzt Liberté, verdrängt haben (S. 226/227). Weil die Erwachsenen nicht büßen, tut es Rudi stellvertretend und begeht Selbstmord.

Mein Versuch einer neuen Annäherung an Walser öffnete mir auch einen veränderten Blick auf die Paulskirchen-Rede. Mir fiel in meiner Bibliothek Walsers 1966 erschienener Roman „Das Einhorn“ als zweiter Band seiner Anselm-Kristlein-Trilogie in die Hand. Darin fand ich meine alten Bleistiftanstreichungen und stieß auf eine Überraschung: Der Schriftsteller Kristlein wird als ‚Diskussionsreisender‘ zum Thema „Wohlstand - oder hat uns das Geld verdorben?“ nach Düsseldorf eingeladen. Neben Anselm sitzen auf dem

Podium ein SPD-Redakteur, ein CDU-Fabrikant und ein Pater. Ironisch charakterisiert der Erzähler die Situation: „Diskutanten betrachten Zuschauer, die Diskutanten betrachten, die Zuschauer betrachten... Diese Veranstaltungen zur Zerknirschung, Skrupelzüchtung, Gewissensüberschärfung, Selbstbeschimpfung und Entmutigung. Wie haben wir uns doch angestrengt, uns aus allem einen Vorwurf zu machen. Wir, das ist die Bevölkerung, das sind die, die in jeder Diskussion als Masse oder gar als breite Masse geprüft wurden.“ (S. 77 f)

In der Paulskirchen-Rede macht sich der Redner mehr als dreißig Jahre später durchaus ähnliche Gedanken, wenn er über den „Rechtfertigungszwang“, dem der Redner ausgesetzt sei, und die Erwartung der ausgewählten Hörerschaft an ihn räsoniert: „Ein Sonntagsrednerpult, Paulskirche, öffentlichste Öffentlichkeit, Medienpräsenz, und dann etwas Schönes!“ Jetzt sei ihm deutlich gesagt worden, „dass von ihm die freiheitsdurstige Seele doch noch einmal“ erwartet werde.

2. Walsers Roman „Ehen in Philippsburg“

Wie ernst der Autor seine Äußerungen nimmt, muss offen bleiben. Immerhin scheint sich bei Walser doch ein Wandel vollzogen zu haben. Jahrzehnte nach seinen gesellschaftskritischen Romanen und Theaterstücken interessieren den einstmaligen kritischen, rationalistischen Aufklärer, dem man Verbindungen zur DKP vorgeworfen hat, ganz andere Themen, insbesondere Religions- und Glaubensfragen. Eine Möglichkeit diese Veränderungen zu fassen, ergibt sich vielleicht, wenn man den ersten und den bisher letzten Roman Walsers vergleichend näher betrachtet. Zwischen deren Erscheinen liegen 54 Jahre. Unter dem Slogan „Der vergessene große Roman“ heißt es in „ZEIT-Online“ 2008 über „Ehen in Philippsburg“, der 1957 mit dem Hermann-Hesse-Preis ausgezeichnet wurde: Martin Walser habe in diesem Roman am Beispiel Stuttgarts „meisterhaft die menschlichen Obsessionen und Desaster der Wirtschaftswunderjahre“ beschrieben.

Der Held Hans Beumann ist einer der typischen Walserschen ‚Mittelstands-Zauderer‘. Er hat ge-

rade ein Studium der Zeitungswissenschaft abgeschlossen und bewirbt sich um eine Stelle bei der renommierten ‚Weltschau‘, wird dann aber Herausgeber einer Fernseh-Programmzeitschrift, ein Job, den er gerade nicht angestrebt hat. Der Besuch bei der ehemaligen Kommilitonin Anne, die auf dem Weg ist, ein ‚Mauerblümchen‘ zu werden, hat ihm dieses Angebot eingebracht. Ihr Vater nämlich ist Fabrikant von UKW-Radios und Fernsehapparaten. Mit Hans hat er zwei Fliegen mit einer Klappe erreicht: Einen, der diese Zeitschrift macht, die dem Absatz seiner Geräte dient, und einen Verlobten für seine Tochter zu finden. Hans Beumann gerät damit in den Kreis der Philippsburger ‚Hautevollee‘. Zu ihr gehören zum Beispiel ein Zeitungsmagnat, ein Rundfunkintendant, ein Frauenarzt, ein Rechtsanwalt, der Politiker werden will, ein Künstler, der auf Mäzene angewiesen ist. Dazu gehören Frauen, ehrgeizige oder betrogene Ehefrauen, Gesellschaftsdamen, die glauben, singen oder malen zu können und sich mit mehr oder weniger erfolgreichen Künstlern garnieren.

Der Gipfel von Hans Beumanns Karriere ist die Aufnahme als „Sebastianer“ in einer „Schlüsselbar“, in der Philippsburgs führende Männer verkehren. Im Grunde ist es ein Edel-Bordell. Dort trifft er Marga wieder, ehemals Sekretärin bei der „Weltschau“, jetzt Tabletänzerin, die auch mit aufs Zimmer geht. In sie hatte sich Hans verliebt, bevor er Anne getroffen hat. Jetzt wird sie seine Geliebte trotz der Verlobung mit Anne. Im Mittelpunkt des Romans stehen drei Feste, eine Party, die Annes Mutter in ihrem Haus veranstaltet, dann die Verlobungsfeier und schließlich das Treffen der Männer, die Rang und Namen haben „und einige Lebensart“ (S. 108) im Nachtlokal. Im Grund spielen alle, Männer wie Frauen, trotz unterschiedlicher Eigenarten, das gleiche Spiel um gesellschaftliche Anerkennung und Erfolg. Jeder ist auf jeden irgendwie angewiesen.

Literarische Techniken

Ein wichtiges literarisches Mittel des Autors, mit dem er die gesellschaftlichen Bedingungen und Zustände im Wirtschaftswunder-Deutschland anschaulich machen kann, ist die „erlebte Re-

de“. Sie bewirkt, dass der Leser die dargestellte Welt im Kopf miterlebt, sich aber auch kritisch davon distanzieren kann: „Claude, den dritten im Kreise, in den er eingedrungen war, begrüßte er sehr kurz, fast ohne ihn anzuschauen. Der kam nicht in Frage. Nie. Und dann sollte er auch noch Céciles Geliebter sein. Das machte ihn in Alwins Augen zu einem Feind. Andererseits stimmte es ihn hoffnungsvoll. Claude war nicht größer als er selbst, bitte, wenn Cécile, die um einen Kopf größer war, diesen langhaarigen Filou angenommen hatte, dann hatte auch er Aussicht. Hoffentlich wirbt Büsgen nicht um Claude, fiel ihm plötzlich ein. Das wäre noch schöner, dann hätte er ja doch die Dummheit gemacht, den Chefredakteur in der Verfolgung erotischer Pläne zu stören.“ (S. 153)

Wiederkehrende Figuren

Im Roman „Das Einhorn“ begegnen uns Hans Beumann und seine Frau Anne wieder bei einem Maskenfest in München. Anne ist leicht wiederzuerkennen, sie „ist eine Frau, die auch ihr eigener Mann nie für schön gehalten haben kann. Man sieht sie und fragt sich gleich: warum also hat er die geheiratet?“ (S. 23) Wer „Ehen in Philippsburg“ gelesen hat, weiß es. Hans Beumann ist unterdessen ein schlechter Regisseur schlechter Liebesfilme mit schlechten Schauspielerinnen. Allen Filmen lägen eigene Erfahrungen zugrunde. Jede neue Schauspielerin müsse die Geschichte ihrer Vorgängerin als Geliebte Beumanns spielen (S. 28). Später erleben wir die Beumanns wieder als Gäste bei einem Sommerfest des Süßwarenfabrikanten Blomich in dessen Villa am Bodensee. Sie sind dort aber nur Staffage, Teil einer letztlich nur am Trinken und albernen Späßen interessierten Schickeria, Schmarotzer am Tisch des steinreichen Blomich. Überhaupt gibt es zwischen vielen Romanen Walsers immer wiederkehrende Figuren. Sie sind Teil einer letztlich geschlossenen Gesellschaft des oberen Mittelstands, den Walser satirisch kommentiert. Sie treffen sich bei Festen und anderen gesellschaftlichen Events oder bei zufälligen Begegnungen, wobei man auch gerne Gehässigkeiten austauscht.

3. Probleme mit der Liebe

„Ehen in Philippsburg“ ist eigentlich auch ein Roman über die Liebe, bzw. die Unmöglichkeit von Liebe. Liebe ist auch Thema in vielen weiteren Romanen. Im „Einhorn“ (1966) soll Anselm Kristlein für die Schweizerin Frau Sugg ein Buch über Liebe schreiben, es müsse kein Roman sein, jedenfalls „etwas Genaues“ (S. 59), ein „privates Sachbuch“ (S. 60). Aber seine praktischen Versuche schlagen fehl. Ohne Buch und ohne Honorar dafür kehrt er verzweifelt und reumütig zu seiner Frau Birga zurück, winselt geradezu um Gnade. Der „kantenhafte Stein, ... diese stumm randalierende Scherbe in seiner Brust“ soll jetzt aufhören. (S. 314)

Schon die Titel einiger Romane Walsers weisen auf das Thema: „Jenseits der Liebe“ (1976), „Seelenarbeit“ (1979) „Ohne einander“ (1993), „Der Lebenslauf der Liebe“ (2001), „Augenblicke der Liebe“ (2004). Auch in anderen Romanen ist Liebe und Sexualität ein Leitmotiv: „Ein fliehendes Pferd“ (1978), „Brandung“ (1985) und „Angstblüte“ (2006). Meist sind es Männer, die unter ihrer Unfähigkeit leiden, sich zu entscheiden, und unter dem gesellschaftlichen Druck stehen, etwas vortäuschen zu müssen oder getäuscht zu werden. Das Ausleben sexueller Bedürfnisse erscheint als Versuch, den gesellschaftlichen Niederlagen zu entgehen. Oft sind Niederlagen auch mit dem Alter verbunden und münden in sexuelle ‚Altmännerphantasien‘, etwa in „Angstblüte“ (2006). In der Erzählung „Ein liebender Mann“ (2008) beschreibt Walser das Scheitern des 73jährigen Goethe in seiner Liebe zu der 19jährigen Ulrike von Levetzow.

In „Der Augenblick der Liebe“ (2004) begegnen wir dem unterdessen 70jährigen Gottlieb Zürn aus dem „Schwanenhaus“ (1980), der sich in eine junge amerikanische Wissenschaftlerin verliebt. In „Der Lebenslauf der Liebe“ aus dem Jahre 2001 findet eine Frau, Susi Gern, erst nach vielen vergeblichen Versuchen als Achtundsechzigjährige Liebe bei dem viel jüngeren Marokkaner Khalil. Der Roman endet, was bei Walser selten vorkommt, mit einem Happyend. Als Khalil

kurz vor Mitternacht am 31.12.1999, der Millenniumsnacht, heimkommt, umarmt und küsst er Susi. Conny, die behinderte Tochter, steht dicht bei ihnen und sagt: „Mer blewe zusamm wie Kätzke und Tätzke bis zum Lewejottdach.“ (S. 525)

In einem Spiegel-Interview sagt Walser: „Den Roman ‚Der Lebenslauf der Liebe‘, in dem eine Frau einen halb so alten Mann hat, konnte ich nur schreiben, weil ich den Altersabstand selber schon in Erfahrungsnähe hatte. Ich habe das Thema jetzt mehrere Male am Beispiel erotischer Praxis durchexerziert: Mal ist die Frau doppelt so alt, mal der Mann. Das haben ja viele nicht kapiert. Die haben die zweite Konstellation für eine verruchte Spezialität meinerseits gehalten. Dabei geht es um die Hoffnungslosigkeit, egal, wer doppelt so alt ist. Aus der Hoffnungslosigkeit erwächst die Sehnsucht. Wenn man von Liebe erzählen will, muss man vom Leiden erzählen.“ (Der Spiegel 11/2007, S. 169)

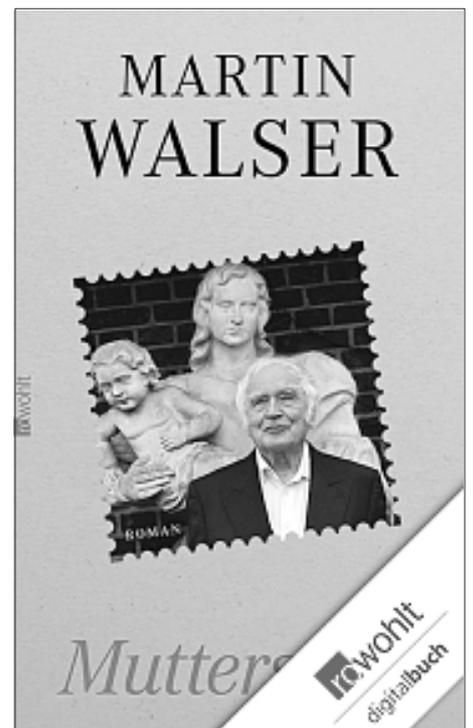
In all diesen Romanen variiert Martin Walser im Grunde das Motiv, das er schon in den „Ehen von Pilippsburg“ angeschlagen hat, die Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit von Liebe in der kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaft der Bundesrepublik. Die Kritik hat Walser deshalb immer wieder Monotonie vorgeworfen.

4. Der Roman „Muttersohn“

Ist auch dem letzten Walser-Roman „Muttersohn“ von 2011 Ähnliches anzukreiden? Trotz des langen zeitlichen Abstands fallen zunächst formale Ähnlichkeiten zu „Ehen von Philippsburg“ auf. Der Roman ist in fünf Großkapitel gegliedert. In jedem steht eine Figur im Mittelpunkt. Von dem kurzen Finale „Letzte Nachricht“ abgesehen. Percy ist die Hauptperson des ersten und vierten Kapitels. Die Kapitel zwei und drei erzählen in der Ich-Form die Geschichte des Ewald Kainz und des Professor Dr. Dr. Augustin Feinlein.

Das Thema ‚Liebe‘ ist auch in „Muttersohn“ präsent. Irgendwie leiden die meisten Personen unter missglückten Beziehungen. Augustin

Feinlein hat schon als Student seine geliebte Eva-Maria an andere, zuletzt an seinen Konkurrenten, den „Pharmakonisten“ Dr. Bruderhofer, abtreten müssen. Am härtesten hat es Josefine Schlugen getroffen, von Percy „Mutter Fini“ genannt: Sie, eine aus kleinen Verhältnissen stammende gelernte Schneiderin, heiratet einen Mann, den sie nur in Briefen kennen gelernt hat. Arno hat Einser-Abitur, wurde in der Napola erzogen, der nationalsozialistischen Erziehungsanstalt (S. 79). Dort habe er das Töten gelernt. Er wird in der Versicherungsbranche tätig, daneben Fußballtrainer bei einem Regionalligaverein. Es zeigt sich aber, dass er homosexuell ist. Wegen Pädophilie wird er verhaftet, scheint aber behandlungsfähig und -willig. Außerdem, so schließt man aus Finis Briefen, die man bei ihm fand, warte auf ihn zu Hause „eine liebende junge Frau“. Die Ehe ist aber von Anfang an eine Katastrophe. Arno trinkt, ist zu einem sexuellen Kontakt unfähig und prügelt seine Frau. Es kommt zur Scheidung, Fini verfällt in Depressionen. Als sie sich 1977 weigerte mitzutrinken, als ihre Kollegen und Kolleginnen den Selbstmord von Ensslin, Meinhof und Baader feierten, wird sie entlassen. Sie sei eine „Terroristen-Sympathisantin“ (S. 96). In diesem Jahr gebiert sie ihren Sohn Percy, ohne Mitwirkung eines Mannes, wie sie betont. Vom Radikalerlass erfasst 1973 war sie auf einer Demonstration dem Redner Ewald Kainz begegnet, hatte ihm das Mikrofon gehalten, als der davon berichtete, er



sei als Lehrer aufgrund des Radikalenerlasses entlassen worden, „weil er zweimal auf Einladung in die DDR gefahren sei“ (S.89). Später schreibt sie ihm Briefe, die sie wahrscheinlich nie abgeschickt hat. Sie schreibt: „Nur dass Sie's wissen. Ich will mit Ihnen schlafen.“ (S. 134) Und an Kains Frau schreibt sie: „Ihr Mann hat mit anderen Frauen geschlafen. Das sah ich ihm an. Warum also nicht auch mit mir. In der letzten Nacht ist er mir nahegekommen. Wie noch nie. Es ist alles passiert, was zwischen einem Mann und einer Frau passieren kann. Ich werde ein Leben lang von dieser Nacht leben.“ (S. 143)

Die Geschichte dieses Ewald Kainz erzählt er selbst im Kapitel „Diese Leben“. Seine Mutter habe vergeblich versucht, ihn bei der Geburt umzubringen. Kindheit und Jugend habe er als Bettnässer in einem Fürsorgeerziehungsheim verbracht: „Zum Leben verurteilt. Lebenslanglich“ (S. 190). Nach Abitur und Studium verwehrt ihm das Berufsverbot Lehrer zu werden. Nach einer Ausbildung als Sonderschullehrer erhält er schließlich eine Anstellung als Fahrlehrer für Motorrad. Eine Masernerkrankung macht ihn zum Stotterer. Die Logopädin und Chorleiterin Elsa Frommknecht therapiert ihn erfolgreich. Sie ist gerade von ihrem Mann verlassen worden. Ewald und Elsa verlieben sich, heiraten. Elsa hat Erfolg als Musikerin, Ewald gründet mit seinen „Buben“, seinen Motorradfreunden, einen Freichor. Bei einer Ballon-Verfolgungsfahrt 1999 geschieht aber der „Sündenfall“ (S. 207). Er verliebt sich in Frau Dr. Silvia Schall, eine Psychotherapeutin. Dieser Konflikt mündet in einen Selbstmordversuch. Ewald landet schließlich in der Psychiatrie Scherbingen.

Insel der Gescheiterten

Das ist der zentrale Handlungsort des Romans „Muttersohn“, im Gegensatz zu Philippsburg ist es keine Stadt, sondern ein isolierter Ort, ein ehemaliges Kloster, gleichsam eine Insel getrennt von der normalen gesellschaftlichen Wirklichkeit. Modell dieses Klosters ist Bad Schussenried. In der barocken Klosterbibliothek hält Percy seine ersten ‚Predigten‘, deutet er die

Mariendarstellung an der Decke. Die Heilig-Blut-Reliquie hat Walser ebenfalls nach Scherbingen verlegt. Tatsächlich befindet sie sich im Hochaltar des Barockmünsters von Weingarten. Hier in Scherbingen landen die Opfer dieser Wirklichkeit. Im Haus 0 werden Patienten behandelt, deren Krankheit ihre Ursache in ihrem früheren Leben ‚draußen‘, hat. Sie sind Opfer der wirklichen Welt.

Anton Parcival Schlugen, genannt ‚Percy‘, hatte einen Unfall. Zur Rehabilitation landet er in der Klinik und wird von Professor Feinlein behandelt. Der motiviert ihn, Pfleger zu werden. Der 1977 geborene Sohn der Josefine Schlugen ist ein besonderer Fall: „Meine Mutter hat es mir gesagt, dass sie mich geboren habe, ohne dass vorher ein Mann nötig gewesen sei“ (S. 19). Seine Therapiemethode, mit den Kranken umzugehen, das „Scherblingen Schweigen“, hat er vom Professor gelernt. Percys besondere Begabung ist das Reden ohne Vorbereitung und schriftliches Konzept. Innozenz, dem Sekretär und insgeheim Herausgeber der „Scherblingen Anthologie“, einer Sammlung Manuskripten, die von Verlagen abgelehnt wurden (S. 102), erklärt Percy seine Methode: „Ich vermute, wenn wir, was wir sagen wollen, nicht mehr vorher der toten Sprache – das ist das Schriftliche – übergeben, wenn wir Denken und Sagen zusammenkommen lassen, und zwar immer und überall, dann werden wir uns selbst erleben, wie wir uns noch nicht gekannt haben.“ (S. 481)

Glaube und Jenseits

Mehrmals darf Percy in der Klosterbibliothek ‚predigen‘. Bei einer Talkshow wird er von der Moderatorin gefragt, ob er glaube, was seine Mutter über seine Herkunft gesagt hat. Percy wehrt sich gegen den „Widerlegungseifer“: „Dürfen wir etwas nicht glauben, weil andere nicht daran glauben wollen oder können? Glauben, das ist eine Fähigkeit. Eine Begabung. Bei Musik weiß jeder: Manche sind musikalisch, andere nicht. So mit der Glaubenskraft. Manche können nur glauben, was sie wissen können. Offenbar gibt es Menschen, die können nur mit Glei-

chungen leben, die aufgehen. Glauben, das ist eine Gleichung, die nie aufgeht.“ (S. 173) Das Thema ‚Glauben‘ wird durch vielerlei Hinweise und Bezüge durchgespielt. Auf Maria verweist Percy, als er in seiner zweiten Predigt das Deckengemälde in der Klosterbibliothek deutet (S. 165). Auch über „Mutter Fini“ und ihre ‚unbefleckte Empfängnis‘ redet er. Mehrfach wird auf die Möglichkeit angespielt, dass doch ein Mann bei Percys Zeugung im Spiele war. Könnte nicht doch Ewald Kainz sein leiblicher Vater gewesen sein? Alle diese Andeutungen und Verweise auf Percy als Jesus redivivus sind von einem leicht ironischen Ton unterlegt.

Eine Jenseits-Utopie

Die Klinik ist allerdings nicht eine Insel der Seligen. Nicht nur Dr. Bruderhofer wirft dem Professor vor, er wolle Scherblingen zum „Prämonstratenser-Kloster zurückschrauben“ (S. 419). Der Professor will Reliquien „verteidigen gegen ihre Erklärer“ (S. 42) und arbeitet an einem Buch darüber. Die Gebildeten betrachteten Reliquien als Relikt, „das nur noch Peinlichkeiten bereite“ (S. 347). Wenige Tage vor Himmelfahrt stiehlt der Professor die Heilig-Blut-Reliquie der Stiftskirche. Das Glaubenstheater mit dem Blutritt findet dann mit einem Ersatz, einer Attrappe, statt. Der Professor gibt schließlich die Reliquie zurück. Er glaubt bewiesen zu haben, dass es nicht wichtig ist, „ob Reliquien echt oder unecht sind“. Er habe glauben gelernt“ (S. 349).

Feinlein wird wegen des Diebstahls selbst Patient, Insasse seiner Klinik, darf sie dann aber mit Percy, dem Russen Modest Müller-Sossima, mit Innozenz, dem Italiener Massimo und dessen Freundin Kirki verlassen. Auf der Insel Rheinau wird Müller-Sossima die „Akademie der Unvollendeten“ gründen. Auf dieser Akademie sollen die Musik studieren können, denen das Schicksal bisher eine Ausbildung verwehrt hat. Und Innozenz gelingt es, seinen Schredder, den er „Oblomov XI“ nennt, „wirklichkeitsreif“ zu machen. In ihm will er ungedruckte Manuskripte, wie er sie bisher in der „Scherblinger Anthologie“ gesammelt hat, vernichten und begraben. Die Asche werde dann in eine Urne mit dem Datum

der Vernichtung bestattet. Percys Plan schließlich ist es, „das Unwillkürliche ... zur Geltung zu bringen.“ Zu leben ohne Ziel, sich den Zwängen zum Erfolg zu entziehen, das ist die utopische Welt, die die Bewohner von Rheinau anstreben, ihr „Jenseits“. Obgleich „Fortleben“ über dem Kapitel steht, mehren sich die Todesfälle: Müller-Sossima erleidet einen Herzinfarkt, Feinlein wird als „Stillsteher“ mit seinem silbernen Geigenkasten von betrunkenen Jugendlichen von einem Podest gestoßen, fällt auf den Hinterkopf und stirbt (S. 402).

Percy hat noch eine wichtige Aufgabe: Wohin soll er die Urne mit der Asche von Ewald Kainz, der sich schließlich doch das Leben genommen hat, bringen? Er entschließt sich schließlich, die Urne seiner Mutter zu bringen und macht sich auf, sie im Heim zu besuchen. Er soll die Urne des „guten Ewald“ auf die Kommode stellen: „Mir fehlt sowieso immer ein Aschenbecher“ (S. 453). Sie verabschiedet ihren Sohn. Percy wird unterwegs von einem Kommando von Ewalds Motorradrockern erschossen. Bei der Beerdigung Percys sagt Pfarrer Studer, der ihn einst nach seinem Unfall gerettet hatte, „für ihn sei Anton Percy Schlugen immer ein Sonnenaufgang gewesen, Morgenröte, ein reines Lichtversprechen. Dass dann die Welt mit Anton Percy Schlugen auf ihre Weise verfahren sei, dürfe einen nicht wundern, aber wie ein Wunder dürfte es einem vorkommen, dass es Anton Percy überhaupt hat geben können.“

Dem Aufklärer fehlt Gott

Ist dieser Schluss nicht doch etwas rosarot geraten? „Muttersohn“ hat nach langer Zeit Walser wieder gute Kritiken beschert, vielleicht weil der Roman nicht dem gewohnten griesgrämigen Schema folgt, nach dem die Helden wie in einem gläsernen Käfig herumflattern, ohne einen Ausweg zu finden. Wenn sie draußen etwas sehen, was ihnen Freiheit und Glück verspricht, stoßen sie an die gläsernen Käfigwände, die die Wirklichkeit der aufgeklärten Gesellschaft aufgerichtet hat.

In „Muttersohn“ scheint es Auswege zu geben. In seiner Harvard-Rede vom November 2011 sagt

Walser: „Wenn ich von einem Atheisten, und sei es von einem ‚bekennenden‘, höre, dass es Gott nicht gebe, fällt mir ein: Aber er fehlt. Mir.“ Percy ist gerade nicht der auferstandene und wiedergekommene Jesus, an den das Christentum glaubt und dogmatisch festhält. Für Walser scheint es kein Zurück zu geben. Die Erkenntnis des Atheismus ist endgültig, obgleich sich in der Person des Percy auf skurrile Weise die mythischen Elemente des Christus spiegeln: Die unbefleckte Empfängnis, die Bergpredigten, die Heilungswunder, die allerdings mitunter auch versagen, und schließlich die Hinrichtung durch eine Gegenmacht. An der Wahrheit dieser Ereignisse gibt es jedoch immer wieder Zweifel. Bei einer seiner Bergpredigten macht Percy „deutlich unernste, flatterhafte Flugbewegungen. Er parodierte sich selbst“ (S. 166). Er hat eben keine Flügel. Der Professor verstehe sich als Vater Percys, nenne Innozenz den Guten Geist, Percy sei der Sohn. Beide, Innozenz und Percy, brechen in ein solches Gelächter aus, dass die Lampe von der Decke fällt und zerspringt: „Scherblingen, sagte Percy. Innozenz: Herr von Kahlau, mir ist jede Scherbe heilig. Percy: Wir Laienschauspieler! Aber im Welttheater“, sagte Innozenz plötzlich ganz ruhig. Vielleicht ist Percys Jesus-Schauspiel so zu verstehen, wie Professor Feinlein die „Heilig-Blut-Reliquie“ versteht. Mit der von ihm gestohlenen Monstranz, die dann einfach durch eine Attrappe ersetzt wird, bestätigt er die Position des Atheisten: Es gibt Gott nicht, wie man das „Es gibt“ in der Realität versteht.

Was aber sagt der Mensch Walser über den nicht existierenden Gott? „Aber er fehlt. Mir.“ Im Roman geht es darum, wie dieses Fehlen überwunden werden könnte. Damit, dass der Professor die Reliquie stiehlt, hat er bewiesen, „dass die Kirche selbst nicht mehr an die Echtheit der Reliquie glaubt. ... Warum glauben wir? Weil uns etwas fehlt. Ein Vorfahr von mir hat gesagt: Glauben heißt Berge besteigen, die es nicht gibt“ (S. 351 f). Professor Feinlein ist auf der Suche nach dem fehlenden Gott, nach seinem „Jenseits“. An ein solches Jenseits zu glauben, „heißt die Welt so schön machen, wie sie nicht ist“.

Dissonanzen aushalten

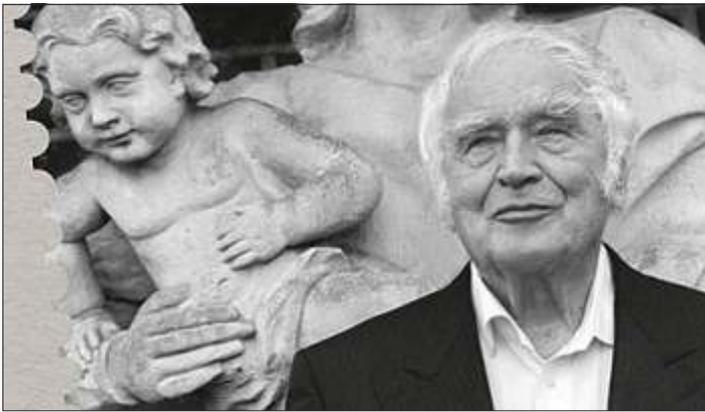
In der Harvard-Rede, in der Walser auf den Römerbrief-Kommentar und Texte Nietzsches zurückgreift, beschwört er den Zusammenhang von Mislungenem und Gelingendem, „das Ja-sagen zum Gegensatz“. Er zitiert Nietzsche: „Das muss schön sein, und schön wird es nur durch Schmerz, durch bestandenen Schmerz.“ Gegen Ende seiner Rede sagt Walser: „Dass wir etwas schön finden, halte ich für unsere zukunftsreichste Fähigkeit. Es geht um das Geständnis, dass Dissonanz gut tut.“

Dissonanzen gibt es in Walsers Roman auch. Percys Tod scheint aber den Opfertod Jesu nur zu karikieren. Sind die Menschen in der schönen Welt der Rheinau, einem säkularisierten Jenseits, in dem die begnadete Chorleiterin und Sängerin Elisa Frommknecht (wieder: ‚Nomen est omen‘) das Erbe von Müller-Sossima und Feinlein angetreten hat, immer noch Schauspieler? Oder sind sie nur Schauspieler? Ist ihre Welt eine Placebo-Welt? Mit einem Gedicht, das Percy vor seiner Abreise und seinem Tod an Massimo Attanasio, den Chauffeur der Akademie, noch übergeben hat, heißt es:

„Ich trink' den Tod aus jedem Glas
und feiere den Augenblick lauter
schweigend jeden Tag. Die Zeit
hab ich eingesperrt in eine Streichholzsachtel.
Der Raum dient, Kant zu strafen, mir als
Klopapier. So herrscht Freiheit,
wo ich wohne. Ich bin natürlich ein Stern.“
(S. 504f)

Es ist offensichtlich, dass Walsers großer Roman eine persönliche Auseinandersetzung mit den Widersprüchen und den aus ihnen erwachsenden Sinnfragen in einer säkularen Welt ist, die Menschen krank machen. Und er führt diesen Diskurs mit einer bewundernswerten und auch spielerischen Leichtigkeit. Es stellt sich am Ende aber doch die Frage, ob die Bewohner auf Rheinau nicht doch letztlich Schauspieler sind auf der Bühne ihrer Insel und deren Kulissen einer fiktionalen Welt. Indem Percy in seinem

Gedicht, quasi seinem Testament, Grundkategorien der aufgeklärten Erkenntnistheorie Kants ausschaltet, flüchtet er damit nicht doch als ‚Stern‘ in ein wirklichkeitsfernes Universum, in dem es (im Widerspruch zu Walsers Aussage in der Harvard-Rede) keine Dissonanzen mehr gibt? Ist Professor Feinleins und Percys Jenseits nicht doch ein Placebo?



Martin Walser bei der Vorstellung seines „Muttersohn“ im Kloster Bad Schussenried Fotos: Rowohlt Karin Rocholl

5. Literaturangaben:

Die Veröffentlichungen Martin Walsers, aus denen im vorstehenden Text (mit Seitenangabe) wörtlich zitiert wurde, sind:

Ehen in Philippsburg, Taschenbuchausgabe rororo 557, Reinbek bei Hamburg 1963

Das Einhorn, Fischer Bücherei 1138, Frankfurt am Main 1970

Der Schwarze Schwan, in: Gesammelte Stücke, Suhrkamp Taschenbuch 6, Frankfurt am Main 1971

Der Lebenslauf der Liebe, Frankfurt am Main 2001

Muttersohn, Reinbek bei Hamburg 2011

Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche am 11. Oktober 1998, in: LeMo, Lebendiges Museum www.dhm.de/lemo

Über Rechtfertigung, eine Versuchung, Rede am 9. November 2011 an der Universität Harvard, in: FAZ

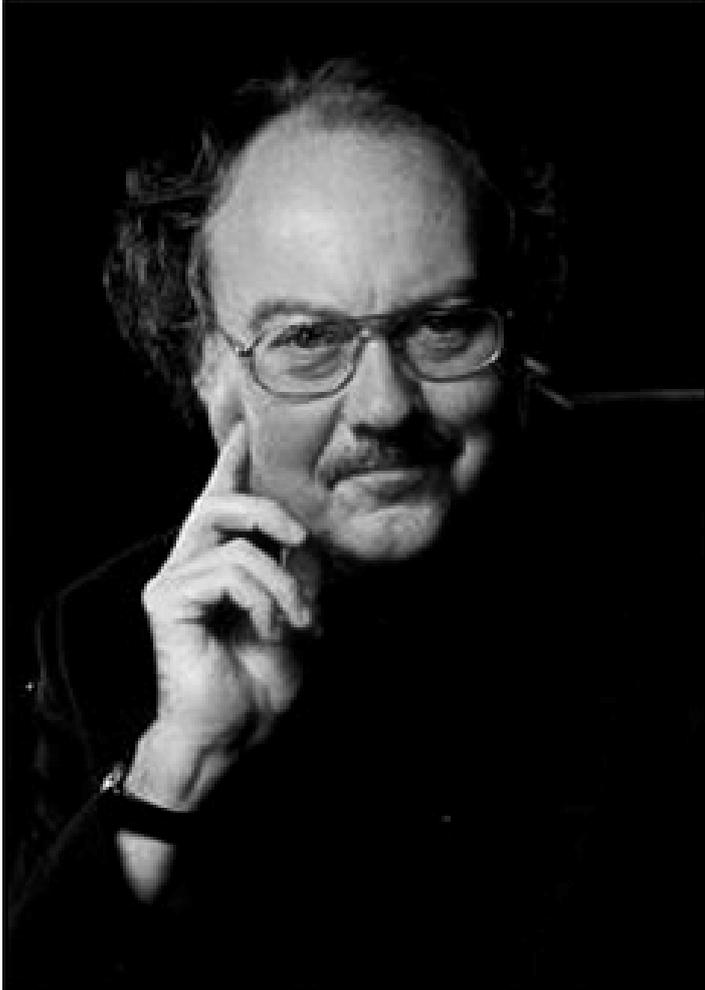
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/autoren/martin-walser-ueber-rechtfertigung-eine-versuchung-11521202.html>

Qualität bei allen Umbrüchen Ethik des Alterns sucht gelungenes Leben

von Professor Dr. Thomas Rentsch, Dresden

Beim Heidelberger Symposium „Gutes Leben im hohen Alter“ beschäftigte sich Professor Dr. Thomas Rentsch von der Technischen Universität Dresden mit der „Ethik des Alterns“. Der Referent sah als Theologe und Philosoph den Menschen im Alter sich auf seine einmalige Ganzheit hin bewegen. Die empfundene Endlichkeit lasse den Wunsch nach einem ethisch qualifizierten Lebensentwurf aufkommen. Dies könne intergenerativ auch für Jüngere beispielgebend wirken. Alter soll Rentsch zufolge weder einseitig zum Happiness-Well'off noch zu Siechtum und Defiziten hoch geschrieben werden. Existentiell wichtig sei im Alter der Blick auf die humane Dualität zwischen Machbarkeit und Maßhalten, Tempo und Entschleunigung, Gewinn und Verlust, Totalität und Fragment, Emporsteigen und Abdriften, Aktivität und Ruhe im zurück liegenden Leben. Solche Einsichten ließen sich nur aus Dialogen ohne Zerrbilder gewinnen. Hier der Wortlaut von Rentschs Heidelberger Vortrag.

Es gibt keine isolierte Ethik des Alterns; vielmehr müssen die altersspezifischen Fragen auf die Grundfragen der universalen Ethik und Moralphilosophie bezogen werden. Die späte Lebenszeit lässt sich nämlich als eine Radikalisierung der menschlichen Grundsituation verstehen, womit zugleich einem Isolationismus der Lebensalter widersprochen wird, ohne deren tiefgreifende Unterschiede zu verkennen. Was bedeutet es für die ethische Selbstreflexion des Individuums und für die gesellschaftliche Diskussion und Praxis, dass im Alter der menschliche Selbstwertungsprozess andauert und endgültig Gestalt annimmt?



Prof. Dr. Thomas Rentsch, Dresden

Wir existieren während unseres ganzen Lebens als praktische Sinnentwürfe unserer selbst, die auf Erfüllungsgestalten unseres Lebens ausgerichtet sind. Wir existieren als kommunikatives Wesen, in allen Praxisformen angewiesen auf die Mitmenschen. Eine Ethik des Alterns muss berücksichtigen, dass das Werden zu sich selbst kein subjektivistischer Prozess ist, sondern über kommunikative Erfüllungsgestalten praktischer Sinnentwürfe im gemeinsamen Leben ermöglicht wird. Unser Leben ist ein praktisches Werden zu einmaliger Ganzheit, die wir faktisch immer schon sind. Die menschliche Existenz als Werden zu sich selbst erhält ihre unverkennbare Gestalt durch tiefgreifende Wandlungen, die wir erfahren und die vor allem mit den Lebensaltern verbunden sind. Unser Leben ist von Beginn an durchgängig von Endlichkeit geprägt: Nur einmal

Kind, nur einmal jung, nur einmal das Erwachsenwerden, nur einmal die Erfahrung weichenstellender Lebensentscheidungen, nur einmal der Eintritt ins Alter. Es ist zu fragen, welche Bedeutung diese Grundzüge der menschlichen Lebenssituation: die Ausrichtung auf Sinn und Erfüllung, das kommunikative Wesen, die einmalige Ganzheit und die Endlichkeit des ganzen Lebens für ein gelingendes Leben im Alter haben.

Kontinuität trotz Brüchen

Physische, psychische, soziale und kulturelle Aspekte des Alterns zeigen in wechselseitiger Interdependenz, dass die leiblichen, zeitlichen, interpersonalen und geschichtlich-kulturellen Bedingungen der humanen Grundsituation gerade durch ihr gestört werden im Prozess des Alterns bemerkbar werden. Mit ihnen meldet sich kein besonderes Problem des Alters, sondern es werden konstitutive Grenzen des Menschseins überhaupt in aufdringlicher und unabweisbarer Art und Weise erfahren. Das Leben ist wesentlich das Werden des Menschen zu sich selbst und als dieses von Negativitäten durchsetzt und von Fragilitäten geprägt. Wird die Kontinuität und Universalität der menschlichen Grundsituation übersehen, führt dies zu einer Überakzentuierung der Negativität hinsichtlich des Alters, obwohl diese Bedingungen für alle Lebensphasen konstitutiv sind. Das Werden zu sich selbst im Alter ist indes sicherlich kein harmonisch verlaufender, zielgerichteter Prozess, sondern eine mühselige, von Belastungen und Entfremdungstendenzen erschwerte Aufgabe der authentischen Lebensführung und der Ausbildung eines vernünftigen Selbst- und Weltverhältnisses, deren Gelingen in teils schwer durchschaubarer Form von historischen und sozialen Bedingungen abhängt.

Auch in der späten Lebenszeit bleibt der Mensch ein auf Erfüllung und Glück ausgerichtetes Lebewesen. Ebenso wie die anderen Lebensphasen ist das Leben im Alter ein konstitutiv riskantes, gefährdetes Werden zu sich selbst. Unter den spezifischen Bedingungen der späten Lebenszeit kann die vertiefte Einsicht in die Begrenztheiten des Lebens zur Grundlage einer durch Weisheit

und Gelassenheit begünstigten Lebenszufriedenheit werden. Die Gestaltwerdung der einmaligen Ganzheit, als die wir das Leben verstehen, kann einen Zugang zu moralischen und praktischen Einsichten eröffnen, die in anderen Lebensphasen vielleicht weniger leicht zu gewinnen sind. Endlichkeit, Negativität und Fragilität des Lebens werden erkennbar, weil unübersehbar; ebenso wird die Angewiesenheit des Menschen auf kommunikative Solidarität durch Verlusterfahrungen und kulturell-soziale Entfremdungstendenzen deutlich. Die negativen Aspekte des Alterns weisen somit eine ethische Dimension auf und führen individual- und sozialetische Implikationen mit sich.

Souverän Wichtiges von Unwichtigem trennen

Durch die Radikalisierung bestimmter Aspekte der menschlichen Grundsituation wird im (hohen) Alter die Bedrohtheit des Strebens nach Erfüllungsgestalten des Glücks besonders deutlich. Die Endgültigkeit des gebrochenen Selbstwertungsprozesses besagt, dass im Altern das Leben seine Gestalt gewinnt und zur ganzen Lebenszeit wird. Die singuläre Totalität der menschlichen Existenz kann auch als ethische Zeit verstanden werden, in der durch persönliches Handeln und sittliche Einsicht Schuld und Verantwortung, Autonomie und kommunikative Solidarität, Selbstverfehlung und moralisches Scheitern wirklich geworden sind. Im Alter nimmt die vergangene Zeit zu und die zukünftige ab. In der Endgültigkeit des Lebens sowie in der Erfahrung seiner Kürze ergibt sich für den alten Menschen die existentielle Möglichkeit, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. Die Erfahrung der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit manchen Glücks und der Fehlgeleitetheit nebensächlicher Wunschvorstellungen vermag eine Kraft zur Desillusionierung und zur gelassenen Täuschungslosigkeit wachzurufen. Diese nüchterne Haltung ist nicht mit Resignation und Interesselosigkeit zu verwechseln, sondern verwirklicht eine Form existentieller Souveränität, moralischer Autonomie und humaner Selbstbehauptung.

Die sich aufdringlich zeigenden Grenzen des Lebens müssen als konstitutiv für den Lebenssinn verstanden werden: Das Leben bringt den Tod mit sich; die Freiheit ermöglicht auch das Böse; Formen von kommunikativem Altruismus, von Solidarität und Anerkennung müssen mit dem Risiko ihres Scheiterns und der Verletzung leben können und gewinnen ihren Wert angesichts dieser Ungesicherheit der menschlichen Praxis. Wenn wir unseren Selbstwertungsprozess in seiner Endlichkeit und Endgültigkeit begreifen, kann dies zu einem bewussteren Leben führen, in dem die Verschränktheit von Endlichkeit und Sinn offenbar wird, wodurch erst das wahre und beständige Glück möglich wird. Wenn wir mit Montaigne sagen können, dass Leben lernen Sterben lernen heißt, so erfolgt damit keine Glorifizierung des Todes. Gefordert wird vielmehr die für ein autonomes Dasein unvermeidliche Auseinandersetzung mit der intensiven existentiellen Endlichkeit, die für alle Lebensalter, Vollzüge und Lebensformen bestimmend ist. Sterben zu lernen, das bedeutet, als sterbliches, vernünftiges Lebewesen am Gelingen eines selbst bestimmten und ethisch qualifizierten Lebensentwurfes zu arbeiten. Dazu gehört die kritische und unbefangene Aufklärung über Tod und Endlichkeit, weil die Überbewertung, ja Glorifizierung jüngerer Lebensalter, die Exklusion später Lebensalter, die Verdrängung der negativen Momente der existentiellen Grundsituation und entsprechend ideologisch verzerrte Altersbilder noch viel zu häufig gängige gesellschaftliche Praxis sind.

Singuläres Vorbild für Jüngere

Die Chance zu solchen Einsichten, und mithin zu Weisheit, Gelassenheit und Tugendhaftigkeit, kann selbstverständlich nicht ohne eigenes Zutun und reflexive Leistungen realisiert werden. Das Alter ist weder ein Garant für Altersweisheit, noch lassen sich diese Einsichten ausschließlich im Alter erreichen. Gerade darin, dass sie im Alter näher liegen und dass sie das Leben im Ganzen betreffen, liegt bereits der Grund dafür, dass ein generationeller Isolationismus für die Persönlichkeitsentwicklung auch jüngerer Lebensphasen verfehlt ist. Intergenerationelle Verständigung

kann die Entfremdungstendenzen des kulturellen und sozialen Alterns kompensieren helfen und jüngere Menschen zur bewussten Auseinandersetzung mit der existentiellen Gestaltwerdung der singulären Totalität, die sie selber sind, bewegen. Das kommunikative Wesen des Menschen erfordert generationenübergreifende Anstrengungen, eine Kultur des Alterns zu etablieren.

Auch wenn sich lebensalterspezifische Bedingungen auffinden lassen, die für ein glückliches Leben beziehungsweise einen gelingenden Lebensentwurf von Bedeutung sind und sich in Ratschlägen der Lebensklugheit formulieren lassen, so gibt es in moralphilosophischer Hinsicht nicht verschiedene, lebensalterspezifische Ethiken. Moralische Geltungsansprüche gelten universal und unbedingt. So verlangt Kants kategorischer Imperativ, dass wir keinen Menschen ausschließlich als Mittel zu unserem Zweck gebrauchen dürfen; dieses Instrumentalisierungsverbot gilt unabhängig von Zeit, Ort und Alter. Es stellen sich natürlich Probleme, die das Verhältnis zwischen verschiedenen Generationen betreffen, insbesondere hinsichtlich der Gerechtigkeit und der kommunikativen Solidarität. Die Jungen sind, so trivial es klingen mag, die potentiell Alten. Um dies zu begreifen und entsprechend zu handeln, ist es nötig, eine antizipierende existentielle Phantasie zu entwickeln. Wer aufgrund eines verkürzten Menschenbildes die Einübung auf künftige existentielle Situationen niemals gelernt hat, wird unvorbereitet auf die krisenhaften Erfahrungen des Alters sein und Konflikte und Verlust Erfahrungen schwerer oder gar nicht verarbeiten können. Diesen Überlegungen folgend, sollten die jetzt Jüngeren den Alten nur zufügen, was sie dereinst von Jüngeren erfahren wollen. Eine humane Kultur des Alterns muss sicherstellen, dass für die Alten kommunikative und existentielle Erfüllungsgestalten ihrer späten Lebenszeit im gemeinsamen Leben mit anderen Generationen chancenreich ermöglicht und institutionalisiert

(hohe) Alter mit sich bringen kann, mit der Ermöglichung von Autonomie und gelebter Solidarität begegnet werden, damit Menschen in Würde endgültig zu sich selbst werden können.

Keine Alters-Zerrbilder

Es ist an der Zeit, Altern gesellschaftlich-kulturell als kommunikativen und selbstreflexiven Prozess der Gestaltwerdung der einmaligen Ganzheit, der durch den Sichtwandel eines Sinn und Leid erfahrenden Lebens geprägt ist, zu begreifen und zu befördern. Es gilt, auch die späte Lebenszeit als genuin menschliche Entwicklung zu verstehen und dies nicht nur der Jugend und Reife zuzuschreiben. Dementsprechend muss die Aufklärung über die späte Lebenszeit und das intergenerationelle Verhältnis bereits im Schulalter beginnen. Nur so kann die gesellschaftliche Praxis gelungene Formen gemeinsamer Verständigung entwickeln, die in allen Bereichen der Lebenswelt, etwa in der Pflege, der Palliativmedizin und den sozialpolitischen Altersdiskursen, verwirklicht werden.

Die gesellschaftliche Diskussion über das Alter und damit verbundene Probleme kann natürlich nicht von ökonomischen Fragen getrennt werden. Sie muss aber kritisch auf verzerrende, klischeehafte Altersbilder überprüft werden, die ideologisch instrumentalisiert werden, um politische Interessen durchzusetzen. Dies gilt nicht nur für katastrophische Altersbilder, sondern auch für die ausschließliche Orientierung an Wellness und Happiness, die sich als konsumistische Ideale der kapitalistischen Ökonomie anbieten. Hier ist eine Transformation des Menschenbildes entsprechend existentieller Aufklärung und den damit verbundenen normativen Geltungsansprüchen nötig.

Es gilt, die Negativität auf vernünftige Art und Weise zu erfahren und zu verarbeiten, um von da aus zu einer wahrhaftigen Verständigungspraxis zu gelangen. Diese anzustrebende humane Kultur des Alterns kann ein Klima der gegenseitigen Anerkennung und des Voneinander-Lernens schaffen, in dem klar wird, dass bestimmte Prob-

leme als Probleme der ganzen Gesellschaft und nicht nur als von einer Generation verursacht begriffen werden müssen.



Zeitfragen werden in Erzählrunden beim Seniorenkaffee angesprochen

Foto: Kurt Witterstätter

Maßvoll und gelassen

Die hochmoderne Gesellschaft darf schließlich die Tatsache des Alterns nicht medial verdrängen. Angesichts der universal geltenden Menschenwürde muss gesellschaftlich nicht nur gefragt werden, wie beeinträchtigte, benachteiligte, gehandicappte, „nutzlose, langsame, auf Hilfe und Ansprache angewiesene, dem Ende zu lebende Alte mit den komplexen Anforderungen einer technologisch aufgerüsteten Welt zurechtkommen, sondern was die Gesellschaft aus der existentiellen Tatsache des Alterns lernen kann und muss. Wir benötigen ein Bewusstsein des humanen Sinns der Endlichkeit, Begrenztheit und Verletzlichkeit des Menschen. Gegen die Ideale steter quantitativer Steigerung und Überbietung und der Selbstzweckhaftigkeit technisch-instrumentellen Fortschritts kann unsere Gesellschaft im Umgang und Gespräch mit alten Menschen den Wert der Langsamkeit, des Innehaltens, des ruhigen Zurückblickens und Bedenkens, der Mündlichkeit, des Maßhaltens und des gelassenen Umgangs mit der eigenen Endlichkeit erfahren und erlernen.

Um das Altern und die zeitliche Endlichkeit und Verletzlichkeit des Lebens zu begreifen, muss die tiefe Verbindung von Endlichkeit und Sinn erkannt werden. Dazu bedarf es eines gewissen

Abstands von der unmittelbaren Lebenspraxis. Erst durch eine solche nachdenkliche, philosophische Perspektive kann es gelingen, die innere Angewiesenheit vermeintlich völlig unvereinbarer Aspekte des Lebens wirklich zu erfassen: Gewinn und Verlust, Vergänglichkeit und Sinnerfahrung, das Wenige, das mehr sein kann - solche wirklich tragfähigen Dimensionen des ganzen Lebens kommen gar nicht erst in den Blick, wenn eine fälschliche Verdüsterung oder Verherrlichung des Alters erfolgt, wie in so vielen gegenwärtigen Medien und Ideologien.

Wenn wir versuchen, das Altern auf die skizzierte Weise neu zu begreifen, dann führt dies letztlich zu einem neuen Lebensverständnis. Es wird so hoffentlich möglich, das Gespräch zwischen den Generationen, Gerechtigkeit zwischen ihnen wie auch sinnvolle Formen gemeinsamen Lebens auch über die engeren Familienbeziehungen hinaus zu entwickeln, neue Lebensformen, in denen alle Generationen und Altersstufen mit einander und für einander denken und handeln können. Wohngemeinschaften, in denen dies versucht wird - oft mit überraschend positiven Ergebnissen - gibt es bereits.

Alter nicht abspalten

Wenn wir die Perspektiven des ganzen gemeinsamen Lebens einnehmen, das Alter nicht künstlich abspalten, isolieren und dann mit vordergründigen Zerrbildern zu erfassen versuchen und so verfehlen, dann kommen wir Einsichten der modernen und gegenwärtigen Altersforschung näher, die sich prägnant so zuspitzen lassen:

Erstens: Das Alter, als isoliertes Phänomen, gibt es gar nicht.

Zweitens: Der Alterungsprozess ist nicht notwendig mit Krankheit verbunden. Das heißt: Nur, wenn wir das ganze Leben in seiner Zeitlichkeit begreifen, begreifen wir auch die spätere Lebenszeit in ihrer Eigenart.

Drittens: Verletzlich sind wir immer, krank werden wir schon als Kind, und wir können auch

sehr lange gesund sein. Neue lebenstragende Lösungen können wir für unsere Lebensgestaltung erst gewinnen, wenn wir bereits früh in der Erziehung zu einer Erziehung zum ganzen Leben und zu einer Aufklärung über das ganze Leben kommen. Dann können wir die Frage ‚Was bedeutet das recht verstandene Altern für eine humane Kultur?‘ neuen Antworten zuführen.

An Potenziale anknüpfen Diakonie möchte Altern ohne Ausgrenzung und Diskrimi- nierung

Zum Jahresempfang des Diakonischen Werkes der EKD begrüßte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier mehr als 250 Gäste aus Politik, Wirtschaft, Kirche und Diakonie. Der evangelische Wohlfahrtsverband eröffnete gleichzeitig sein Jahresthema 2012 „Altern in der Mitte der Gesellschaft - aus dem Leben schöpfen, für mich und für andere“.

„Wir machen uns stark dafür, dass Menschen selbstbestimmt ohne Ausgrenzung und Diskriminierung alt werden können“, sagte Maria Loheide, sozialpolitischer Vorstand des Diakonischen Werkes der EKD beim Diakonie-Jahresempfang in Berlin.

„Unser Jahresthema macht deutlich, dass wir das Alter nicht nur als zu lösendes Problem sehen, sondern an das reichhaltige Potenzial älterer Menschen und an ihre Berufs- und Lebenserfahrungen sowie ihre Menschenkenntnis anknüpfen wollen“, betonte Loheide.

Für eine generationenfreundliche Gesellschaft müssen aus Sicht der Diakonie wichtige Fragen beantwortet werden. „Was müssen wir heute sozialpolitisch tun, um der prognostizierten Altersarmut entgegenzusteuern? Wie wahren wir die Würde jedes einzelnen Menschen bis zuletzt? Was muss getan werden, damit Pflegende

ihren Beruf gesund und zufrieden ausüben können? Wie können wir Selbstorganisation, Hilfe zur Selbsthilfe und Partizipation im Gemeinwesen fördern? Welche Voraussetzungen müssen geschaffen werden, damit Einrichtungen gut arbeiten können?“ Dies sind nur einige Beispiele, die Loheide nannte.

Das Diakonie-Jahresthema lehnt sich an das „Europäische Jahr 2012 für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“ an. Es biete der Diakonie einen guten Grund, die eigene Arbeit zu überprüfen und im Gespräch mit allen Generationen neue Impulse für das „Altern in der Mitte der Gesellschaft“ zu gewinnen.

In der diakonischen Altenhilfe arbeiten mehr als 100.000 Mitarbeitende in über 3.100 stationären und teilstationären Einrichtungen, ambulanten Diensten und Beratungsstellen, Fachschulen, Selbsthilfegruppen und Angeboten der offenen Altenarbeit, die von mehr als 164.500 Menschen wahrgenommen werden können.

Das ökumenische Abendmahl Im Gefangenenlager in Italien 1945 gefeiert

In Notzeiten werden Normen auch einmal den Umständen entsprechend modifiziert. In seinem Buch über Präses Kurt Scharf (1902 – 1990; „Kurt Scharf – Kämpfer und Versöhner“, Kleinmachnow 2010) berichtet der lange für das Berliner Konsistorium auch während der Teilung der Berlin-Brandenburgischen Kirche tätige Rechtsanwalt Reymar von Wedel, wie der seinerzeit zum Bruderrat der Bekennenden Kirche gehörende Scharf nach seinem Wehrmacheinsatz 1945 als Pfarrer im italienischen Gefangenenlager mit seinem katholischen Amtsbruder ein ökumenisches Abendmahl feierte.

Autor von Wedel kommt nach der Schilderung von Scharfs Amtsenthebung als 36-jähriger Pfarrer in Sachsenhausen/Brandenburg durch die seinerzeitige offizielle Kirchenbehörde nach einem von Scharf und dem Bruderrat verbreiteten, fürbittenden Schuldbekennnis im Hinblick auf die gewalttätige NS-Politik im Kapitel „Als Soldat“ auf Scharfs seelsorgerliche Arbeit als Wehrmachtangehöriger zu sprechen. In dem seinerzeit inkriminierten Schuldbekennnis hatte die Bekennende Kirche zu Gott beten lassen:

„Wir bekennen die Sünden unseres Volkes. Dein Name ist in ihm verlästert, Dein Wort bekämpft, Deine Wahrheit unterdrückt worden. Öffentlich und im Geheimen ist viel Unrecht geschehen. Das Leben wurde verletzt und zerstört, die Ehe gebrochen, das Eigentum geraubt und die Ehre des Nächsten angetastet. Wir bitten um den Beistand Gottes zur Abwendung des Krieges“. In Reymar von Wedels Kapitel über Kurt Scharf „Als Soldat“ ist Folgendes zu lesen.

„In dieser Situation ließ sich Scharf zur Wehrmacht einziehen. Mit Hilfe eines Freundes der Familie, des Berliner Stadtkommandanten General von Hase, der später wegen des Attentats am 20. Juli hingerichtet wurde, wurde er bei der Berliner Kommandantur beschäftigt. Nach Dienstschluss konnte er seine Sachsenhausener Gemeinde betreuen, obwohl er seines Amtes enthoben war. Er durfte auch Andachten für Mitarbeiter der Kommandantur halten. Daran beteiligten sich auch Mitglieder des Kriegsgerichtes, die über Todeskandidaten zu entscheiden hatten. Diese sprachen mit Scharf und baten ihn, mit Angeklagten zu sprechen. Er möge sie zu einer Erklärung veranlassen, die ihre Strafe mildern würde.

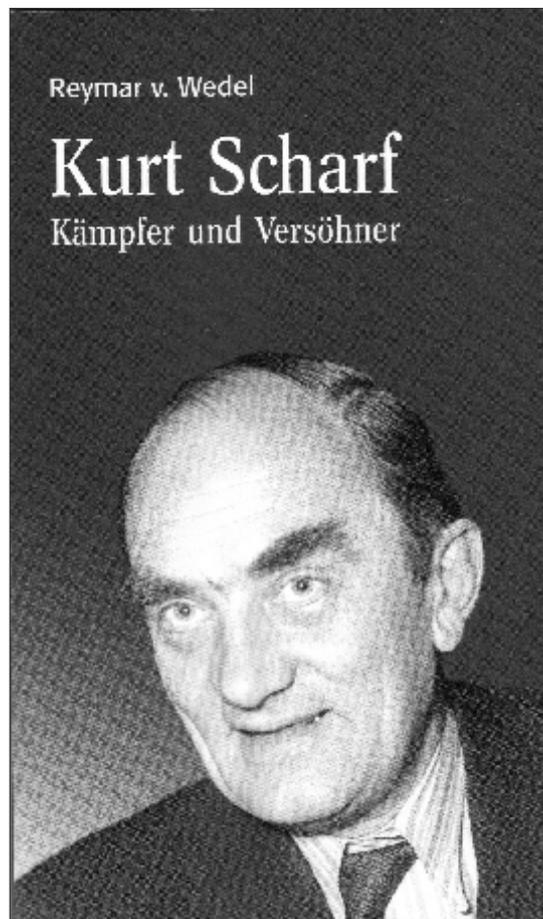
In diesen Gesprächen begegnete Scharf vielen erschütternden Schicksalen. Einige von den Beschuldigten, z.B. Zeugen Jehovas, hatten den Fahneid verweigert. Scharf legte ihnen dar, dass Jesus nicht dagegen gewesen sei, den Eid zu leisten, sondern nur verboten habe, die Seeligkeit dafür einzusetzen. In einem anderen Fall durfte Scharf vor dessen Hinrichtung mit einem jungen Soldaten sprechen. Er hatte den Eid geleistet, aber den Befehl verweigert, jüdische Frauen und Kinder zu erschießen. In seinem

letzten Brief an seine Mutter schrieb er, dass er im Glauben an Gott sterbe. Scharf besuchte die Mutter und brachte ihr den Brief. Über einen der Richter entstand auch eine Verbindung zu Dietrich Bonhoeffer, der in Moabit auf sein Verfahren wartete. Ein unmittelbarer Kontakt war nicht möglich.

In einem Weihnachtsgottesdienst verlas Scharf einen Abschiedsbrief des berühmten Jagdfliegers Mölders, in dem dieser sich zum christlichen Glauben bekannte und sich über die Ideologie und die brutalen Praktiken der Nationalsozialisten beschwerte. Scharf wurde von den Zuhörern um den Text gebeten. Er vielfältigte und verteilte ihn an die Interessenten. Davon

erfuhr die Gestapo. Sie verlangte, dass er aus der Wehrmacht entlassen und vor ein Sondergericht gestellt würde. Um das zu vermeiden, wurde ein Kriegsgerichtsverfahren gegen ihn eingeleitet. Er wurde zu einer Geldstrafe von 150,00 Reichsmark verurteilt.

Im Jahr 1944 wurde auch Scharf der Aktion „Heldenklau“ unterworfen. Das war eine Aktion der Wehrmacht, um Soldaten aus Heimdienst-



stellen an die Front zu schicken. Scharf kam nach Italien und geriet 1945 in amerikanische Gefangenschaft. Der Chief Chaplain des Gefangenenlagers hatte vom Kampf der Bekennenden Kirche gehört und ließ sich von Scharf darüber berichten. Danach ernannte er ihn zum Lagerpfarrer. Als solcher arbeitete er mit einem katholischen Kollegen zusammen. Sie vertraten sich gegenseitig und hielten Gottesdienste ohne Rücksicht darauf, dass die Teilnehmer verschiedenen Konfessionen angehörten. Das galt auch für das Abendmahl. Scharf erteilte es an alle, die darum baten. Er hielt schon damals und bis an sein Lebensende das gemeinschaftliche Abendmahl für zulässig und geboten. In der Zusammenarbeit mit seinem katholischen Amtsbruder spürte er etwas davon, was ökumenische Gemeinschaft wert war.

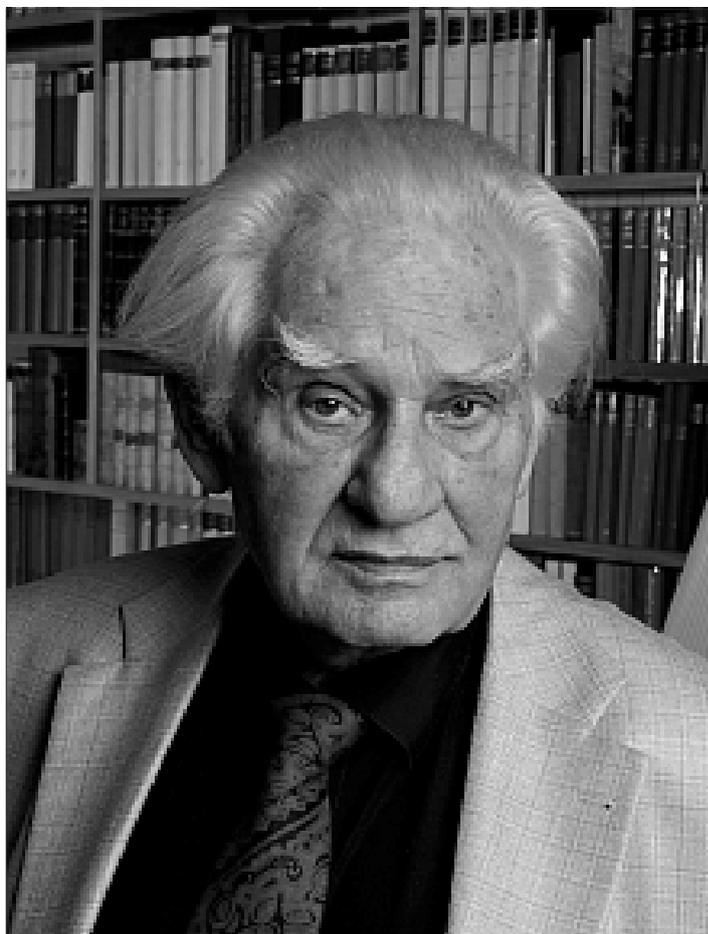
Die beiden Pfarrer waren auch für verschiedene andere Lager zuständig. In einem waren nur SS-Leute festgesetzt. Am 10. Sonntag nach Trinitate hatte Scharf dort über die Verwerfung und die Wiederaufnahme der Juden und vom Übermut der Christen zu predigen. Die Zuhörer waren streng zum Antisemitismus erzogen worden. Sie hörten nun von der heilsgeschichtlichen Bedeutung des Volkes Israel (Römer 9-11).

Im Nachgespräch wurde Scharf mit Fragen überschüttet: Wie könne es dazu kommen, dass auch die Kirchen die Juden verurteilten? Warum hätten die Juden Jesus bei den Römern angezeigt? Wie komme es zu dem verbreiteten Judenhass? Warum habe Gott die vielen Morde an den Juden zugelassen? Warum habe Gott sie, die SS-Leute, in die Versuchung geführt, daran teilzunehmen?

Scharf versuchte ihnen zu antworten. Die Wege Gottes seien unerforschlich, aber sie führten letzten Endes zum Heil der Menschen. Er gewann den Eindruck, dass sich für die ideologisch streng geformten und jetzt unter schweren Belastungen stehenden jungen Männer aus der Heiligen Schrift eine neue Sicht der Geschichte eröffnete. So wurde dieser Gottesdienst zum letzten Akt seines Kampfes gegen die Nazis.“

Sprung zur Ökumene „Kirche von unten“ auf dem richtigen Weg

Einen Sprung vom Urchristentum zur heutigen Ökumene wagt Jörg Zink in seinem neuen Buch „Vom Geist des frühen Christentums. Den Ursprung wissen, das Ziel nicht verfehlen“. Denn in nachapostolischer Zeit ausgangs des ersten und am Beginn des zweiten Jahrhunderts nach Christus flossen jüdische, koptische, orthodoxe und römisch-katholische Strömungen zu unserem heutigen Christentum zusammen. Zink benennt in seinem bei Herder (Kreuzverlag) heraus gekommenen, 390seitigen Ursprungs-Buch den allgemein als früh-katholische Zeit bezeichneten Zeitabschnitt deshalb lieber früh-ökumenische Epoche.



Der bald 90jährige Jörg Zink
Foto: Verlag Herder - Gudrun Bublitz

Zur heutigen Ökumene bedarf es nach Auffassung des bald 90jährigen Religions-Publizisten Zink einer geduldigen kirchlichen Langmut. Die großen Hoffnungen des ökumenischen Rates der Kirchen ÖRK von 1948 und des Zweiten Vatikanischen Konzils sind heute ermüdet. Angesichts heutiger Verunsicherungen aus der Globalisierung geht der Blick nun eher wieder auf die kleine überschaubare Welt wie in den Gemeinden der Urkirche. Die heutige „Kirche von unten“ sieht Zink daher auf dem richtigen Weg. Da wird an den drei Aufgaben

- Friede und Gewaltlosigkeit,
- globale Gerechtigkeit und
- Schöpfungs-Erhaltung

zu arbeiten sein.

Allianz der Kirchen

Dazu können sich einander zunächst fremde Religionen miteinander zu einer Allianz der Kirchen verbünden. Nötig ist die ausgestreckte Hand zu Andersgläubigen. Es gilt, zur Verständigung der großen Religionen der Welt zu kommen. Ziel ist es, Christ zu sein, ohne strenge Rechthaberei zu praktizieren. Christliche Absolutheitsansprüche machen interreligiöse Dialoge Zink zufolge sehr schwer. Kirche komme heute in ihrer wesentlichen Wirksamkeit von unten. Der Dialog ist zu führen unter Beibehaltung wesentlicher eigener Überzeugungen, jedoch mit freundschaftlicher Gesinnung für die Äußerungen jener, die eine andere Religion praktizieren.

Das spannende Buch Zinks von der Frühzeit des Christentums enthält in seinem Anhang (Seiten 390/391) auch eine informative Zeittafel für die Entstehung der neutestamentlichen Schriften. Diese hätte noch ausgeweitet werden können bis zu Athanasius' von Alexandria Kanonisierung der Bibel 367 nach Christus und bis zur Anerkennung des Christentums als römischer Staatsreligion 380 nach Christus. Auch eine Landkarte zu den Missionsreisen wäre zum geografischen Verständnis hilfreich.



Titel

Jörg Zink: Vom Geist des frühen Christentums. Den Ursprung wissen, das Ziel nicht verfehlen. 390 Seiten. Freiburg: Herder (Kreuzverlag) 2012. ISBN 978-3-451-61018-9. 19,95 Euro.

Wachsender grüner Pavillon Eine Kirche aus natürlichem Material in Nagold

Zur Landesgartenschau von Baden-Württemberg in Nagold vom 27. April bis 7. Oktober diesen Jahres errichtet der Arbeitskreis Christlicher Kirchen ACK vor Ort aus Lindenbäumen und einem lebenden Weidenzaun einen natürlichen, grünen Pavillon zu Andacht, Gebet und Einkehr. Dieser einzigartige, wachsende Andachts-Pavillon soll auch die Zeit nach Schließung der Gartenschau im Oktober 2012 überdauern. Heike Blottner sprach mit den Verantwortlichen des Pavillon-Projektes in Nagold: Dem Leiter des Arbeitskreises „Wachsende Kirche“ Thomas Ebinger von der Evangelischen Kirche, dem katholischen Dekan Edgar Jans und Siegfried Katz von der evangelisch-methodistischen Kirche. Das Interview mit den drei Kirchen-Vertretern dürfen wir hier folgend abdrucken.



Ein stimmungsvoller Ort des Glaubens wird die natürliche Kirche auf dem Gelände der Landesgartenschau in Nagold.

Am Zusammenfluss von Nagold und Waldach wächst ein grüner Pavillon als Symbiose aus Technik und Natur, der sich zum Himmel hin öffnet und bis zu 150 Menschen Platz bietet. Überdacht wird der einkehrhafte Ort von zwei parallelen Linden-Baumkreisen. Die Winterweiden werden mit Weidenwerk verflochten. Zwischen beiden Baumreihen kann man sich ergehen. Im inneren Kreis stehen neben Altar und Sprechpult für Veranstaltungen Sitzmöbel aus Naturmaterial. Dieses naturbauliche Unikat hat einen Durchmesser von 22 Metern und entstammt der Idee des Stuttgarter Landschaftsarchitekten Prof. Jörg Stötzer. In diesem geistlichen Wahrzeichen, das größtenteils in der örtlichen Weidenwerkstatt mit natürlichen Materialien gebaut wurde, kann man sich während der Landesgartenschau vom 27. April bis 7. Oktober 2012 zu Gebet, Andacht und Gespräch treffen. Aber auch nach der Großveranstaltung bleibt diese „Wachsende Kirche“ für vielerlei kirchliche wie kulturelle Zwecke erhalten.

Wachsende Ökumene

Die Wachsende Kirche steht vor allem für die wachsende Ökumene. Seit vielen Jahren arbeiten evangelische, katholische und evangelisch-methodistische Kirche eng in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen ACK zusammen. Mit ihrem Gemeinschaftsprojekt für die Landesgartenschau 2012 verorten sie ihre lebendige Präsenz mitten im Leben und zugleich ihre glau-

bensvolle Ausrichtung zum Himmel. Dies drückt sich mit dem Motto „Im Wachsen“ aus, unter dem die Besucher zum Dialog eingeladen sind. Darauf hebt auch das folgende Interview Heike Blottners mit den örtlich kirchlich Verantwortlichen ab.

Frage: Herr Ebinger, Herr Jans, Herr Katz: Welche Rolle spielt im christlichen Glauben das Wachsen?

Edgar Jans: Eine sehr wichtige Rolle. Glaube hat mit Leben zu tun, und Leben geht nicht ohne Wachsen. Wir hoffen natürlich, dass der Glaube lebendig ist und wächst und gedeiht. Wo nichts wächst, tritt letztendlich Stillstand ein.

Frage: Wie spiegeln sich diese elementaren Gedanken in der Installation wieder?

Siegfried Katz: Sie sind die Grundlagen des Konzepts, das wir mit Professor Jörg Stötzer erarbeitet haben. Das Lindenblatt spiegelt die Üppigkeit, Lebendigkeit und Vitalität wider, von denen wir hoffen, dass sie sich auf der gesamten Landesgartenschau ausbreiten und, da die „Wachsende Kirche“ eine nachhaltige Anlage ist, auch weit über den Ausstellungszeitraum hinaus erhalten.

Frage: Es handelt sich um ein Gemeinschaftsprojekt der evangelischen, der katholischen und der evangelisch-methodistischen Kirche innerhalb des Arbeitskreises Christlicher Kirchen. Hatten die Akteure unterschiedliche konzeptionelle oder ästhetische Vorstellungen?

Thomas Ebinger: Überhaupt nicht. Professor Stötzer hat ein so fertiges, vollkommenes Konzept präsentiert, dass alle sofort begeistert waren. Eine im wahrsten Sinne des Wortes „runde Sache“!

Frage: Wann waren Sie das letzte Mal in der „Wachsenden Kirche“, und wie fühlte sich das an?

Thomas Ebinger: Ich bin fast täglich dort, da ich für die Überwachung des Baus zuständig bin. Es ist jedes Mal ein Erlebnis. Für mich ist die „Wachsende Kirche“ ein Ort der Geborgenheit.

Siegfried Katz: Ich war erst letzte Woche wieder da. Was mich fasziniert, ist die erholsame Aura. Für mich ist es ein Ort, von dem ich sage: Hier fühle ich mich wohl.

Edgar Jans: Ich bin gerade eben noch kurz vorbei gelaufen. Ich schaue vor allem, was die Weiden machen, ob sie gut wachsen, betrachte das Ganze also eher noch unter dem Arbeitsaspekt als unter dem Wohlfühlaspekt. Davon abgesehen empfinde ich die „Wachsende Kirche“ als einen sehr schönen Raum. Meine Vorfreude wächst mit!

Frage: Die Installation soll aber nicht nur ein Ort der Ruhe und Besinnung sein, sondern auch des lebendigen Miteinander....

Siegfried Katz: Das ist richtig. Es werden dort vielfältige Veranstaltungen stattfinden. Geplant ist zum Beispiel eine Gesprächsreihe mit dem Arbeitstitel „Unter den Linden“. Darüber hinaus dient die „Wachsende Kirche“ als Veranstaltungsort für besondere Anlässe wie die Jahresversammlung der christlichen Jugenddörfer, für den Besuch der Bischöfe zur Eröffnung der Landesgartenschau oder den Tag der Schöpfung, einen deutschlandweiten Aktionstag aller Kirchen, am ersten Freitag im September 2012.

Edgar Jans: Außerdem finden täglich um 12 Uhr ein Mittagsgebet, um 15 Uhr eine „Atempause“ sowie um 18 Uhr ein Abendgebet statt.

Thomas Ebinger: Und der Dienstagabend ist für kirchenmusikalische Veranstaltungen vorgesehen.

Frage: Wenn Sie einmal 50 Jahre in die Zukunft blicken und sich die „Wachsende Kirche“ vorstellen: Was sehen Sie vor Ihrem geistigen Auge?

Thomas Ebinger: Als Förster kann ich sagen: Der Kirchenbau wird auf jeden Fall mit jedem Jahr beeindruckender, da die Bäume ja immer stärker werden. Durch den jährlichen Schnitt bleibt die Form aber erhalten.

Siegfried Katz: Ich fasse das mal in einen Wunsch: Ich hoffe, dass sich der Wir-Gedanke, der sich im Entstehungsprozess manifestiert und gefestigt hat, bis dahin trägt.

Edgar Jans: Da schließe ich mich an: Ich wünsche mir, dass in 50 Jahren die „Wachsende Kirche“ ein Symbol für die gewachsene ökumenische Einheit in Nagold ist.



In ökumenischer Gemeinschaft: Die Planer der natürlichen Pavillon-Kirche von Nagold (von links): Der katholische Dekan Edgar Jans, AK-Leiter Thomas Ebinger (Evangelische Kirche) und Siegfried Katz von der evangelisch-methodistischen Kirche. Fotos: Werner Klein-Wiele

Reichhaltiges Programm

In der Landesgartenschau-Kirche läuft im Sommer ein reichhaltiges geistliches Programm ab.

Am 29. April gibt es um 14.30 Uhr einen Ökumenischer Eröffnungsgottesdienst mit Landesbischof Dr. h.c. Frank Otfried July und Bischof Dr. Gebhard Fürst. Den Himmelfahrts-Gottesdienst am 17. Mai hält Bischöfin Rosemarie Wenner von der evangelisch-methodistischen Kirche, die an Pfingsten auch ihren Verbandstag in der Naturkirche Nagold abhält. Den Pfingstgottesdienst am 27. Mai hält Prälat Dr. Christian Rose. Am 23.

Juni gibt es zur „Woche der Diakonie“ einen Aktionstag. Der Gottesdienst am 24. Juni findet mit Oberkirchenrat Dieter Kaufmann statt. Der Zentralgottesdienst der Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Kirchen ACK mit der Band „Lumina“ und dem Posaunenchor des CVJM Nagold ist für den 22. Juli geplant. Am 29. Juli gibt es einen Literaturgottesdienst mit Bestsellerautorin Ulla Lachauer zum Thema „Garten“. Am 7. September begeht die ACK ab 9 Uhr den Tag der Schöpfung, um 17 Uhr am gleichen Tag zelebriert der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Dr. Robert Zollitsch einen Gottesdienst. Beim Gottesdienst zum Schulanfang am 16. September mit Schuldekan Reinhard Zimmerling wirkt die „Capella Vocalis“ Reutlingen mit. Der 23. September sieht den Regionalen Posaunenbläserntag vor und einen Fernsehgottesdienst des Evangeliumsrundfunks ERF. Am 30. September wird zum Erntedank und am 7. Oktober zum Abschlussgottesdienst geladen.

Reformen nicht auf lange Bank schieben

Zu Dagmar Giersbergs Buch mit Ruhestands-Ideen

von em. Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Für das Vermeiden von Leerlauf in den nunmehr oftmals drei Jahrzehnte währenden Ruhestandsjahren gibt es Ideen zuhauf. Aktivität ist zwar nicht die einzige Bedingung für Glück im Alter, aber doch eine hinreichende Voraussetzung für das Ausgefüllt-Sein in den Ruhestandsjahren. Jenseits der innerhäuslichen und innerfamiliären Aktivitäten tut sich eine Fülle an Betätigungsmöglichkeiten auf. Die Zivilgesellschaft sieht sie zu ihrer eigenen Bereicherung und Humanisierung gerne wahrgenommen. Dagmar Giersberg hat in ihrem bei Bertelsmann nun in zweiter Auflage überarbeitet heraus gekommenen Buch „Und dann? 101 Ideen für den Ruhestand“ eine Fülle an möglichen Alters-Aktivitäten in Vereinen,

Organisationen und sonstigen sozialen Feldern zusammen geschrieben und nennt in ihrem 190seitigen Ratgeber hilfreiche Anlaufstellen. Niemand muss sich langweilen, ist die Devise.

Das Buch zu den bereichernden Alters-Aktivitäten will bereits praktizierte Ruhestands-Betätigungen weitergeben und zur Entwicklung neuer, eigenständiger Ideen für Tätigkeits-Initiativen anregen. Dazu werden der Leserschaft Motivations-Checks, rechtliche und steuerliche Rahmenbedingungen sowie wegweisende Adressen an die Hand gegeben.

Interview mit der BAGSO

Das typografisch einladend gestaltete und leicht lesbare Ratgeber-Buch zu den Alters-Aktivitäten ist in fünf Abschnitte gegliedert. Eingestreute Interviews mit Henning Scherf, Ursula Lenz von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, Gabriella Hinn von der BAG Seniorenbüros und Tobias Kemnitzer von der BAG Freiwilligenagenturen nehmen Ängste beim Sprung auf ins Tätigwerden und motivieren zusätzlich.

Eingangs wird gezeigt, dass auch alte Menschen noch Ideen entwickeln können, wenn sie im Training geblieben sind. Rechtliche Fragen betreffen die Zuverdienst-Möglichkeiten zur Rente, Versicherungsschutz und Steuerbefreiungsmöglichkeiten. Die persönliche Motivation lässt sich mit den Checklisten zu Gebieten, Tätigkeiten, Klientel und eigenen Kompetenzen abklären. In drei Tableaus zu 33 (Tableau 1 und 2) und 35 Beispielsaktivitäten (Tableau 3) werden querbeet kurz und knapp 101 Initiativen beschrieben. Sie beackern so heterogene Gebiete wie das Gesundheitswesen, Bildung/Kunst, soziale Kommunikation, Kirchen, Hauswirtschaft, Landschaft/Natur, Administration/Strafvollzug, Vereinsleben, Reisen und Veranstaltungen.

Dieses weite Tableau-Spektrum schließt mit der kurzen Skizzierung der aktuellen überörtlichen Initiativen und verwaltungsförmigen Dienste wie dem Programm Freiwilligendienste aller Genera-

tionen FDaG (mindestens acht Stunden pro Woche für mindestens sechs Monate), dem Bundesfreiwilligendienst (mindestens 20 Stunden pro Woche für 12 Monate) und den SeniorTrainer-Kursen nach dem Programm Erfahrungswissen für Initiativen EFI (mit 50 Kursstunden und Erfahrungspraktikum). Ein abschließendes Adressen-Register nennt Anschriften von Verbänden und Organisationen, die als Anlaufstellen für die in Aussicht genommenen Aktivitäten dienen können.

Nicht planlos aktiv werden

Ohne ehrenamtliche Aktivität wäre die Welt gewiss kälter und herzloser. Diese Wahrheit teilt das Aktivierungs-Buch von Dagmar Giersberg beinahe auf jeder Seite mit. Positiv ist, dass der Ratgeber die Leserschaft nicht planlos in einen Aktivitäts-Aktionismus treibt, sondern einige Reflexionskapitel zu Erwartungen und persönlicher Motivation voraus schickt. Man soll sich vor gut gemeinten Einsätzen genau überlegen, ob man dauerhafte Kontakte mit Behinderten, Sterbenden und Strafgefangenen aushält und ob man im Krankenhaus-Besuchsdienst der Grünen Damen so regelmäßig erscheint, dass man von den dort tätigen Professionellen auch ernst genommen wird. Zu solcher Erhellung sind einige besonders gekennzeichnete Initiativen mit erweiterten Erläuterungen versehen.

Der Aktivierungs-Ratgeber lenkt den Blick nur auf Felder außerhalb der eigenen Familie und Hauswirtschaft, die bei vielen alten Menschen ja ein bevorzugtes Einsatzfeld sind. Das könnte ein falsches Bild von zu vielen Inaktiven geben, die sich indes innerhäuslich einbringen. Auch entstehen viele Aktionen alter Menschen nicht erst nach Ruhestandseintritt, wie sich bei der Lektüre des Ratgebers vermuten lässt. Ein Großteil von Ruhestandsberufungen wurde bereits in der beruflichen Aktivzeit entwickelt und wird im Ruhestand fortgeführt und eventuell ausgeweitet. Ob die in bunter Reihenfolge geschilderten Alters-Aktivitäten nicht doch besser nach Einsatzgebieten hätten abgehandelt werden sollen, steht dahin. So steht das Gassi-Führen zwischen

der Waschmaschinen-Reparatur, dem Deutsch-Lehren bei Zugewanderten und der Leih-Oma.

Politik nicht vernachlässigen

Das Hohelied vom Ehrenamt lässt sich bei der gesellschaftlichen Vernachlässigung vieler sozialer, gesundheitlicher und hauswirtschaftlicher Bedarfe trefflich singen. Hier hätte das Buch ein Korrektiv anmahnen können für gesellschaftspolitische Initiativen mit dem Ziel der Verbesserung der Situation der Altenpopulation. Allein das Ehrenamt kann hier anstehende nachhaltige Reformen zur Vermeidung von Altersarmut, zu wirksamer Demenztherapie, hinreichender professioneller Versorgung Pflegebedürftiger und hilfreicher Überleitung alter Patienten nach Krankenhausbehandlung in ihre häusliche Umgebung nicht ausgleichen, wenn auch manche Situation etwas erträglicher machen. Man darf vom Ehrenamt bei aller Wertschätzung nicht zuviel erwarten. Die Grenzziehung zwischen ehrenamtlichen Korrekturen und politischen und professionellen Ressourcen-Mobilisierungen lässt sich konziser ziehen als in diesem Buch geschehen.

Dagmar Giersbergs Ruhestands-Initiativbuch gibt eine Fülle von Anregungen für die Anreicherung des eigenen Ruhestands zum Segen der Allgemeinheit. Langweilen braucht sich im Ruhestand niemand, und Initiativen für ein Projekt im Rentnerstatus ergreifen lassen sich auch. Damit sollen aber erforderliche gesellschaftspolitische Reformen auf dem Gebiet der Altenhilfe nicht auf die lange Bank geschoben werden.

Titel:

Dagmar Giersberg:
Und dann? 101 Ideen für den Ruhestand. 190 Seiten. Bielefeld: W. Bertelsmann. ISBN 978-3-7639-4957-1. 14,90 Euro



Bisherige Wege bejahen Zehn Feststellungen zum förderlichen Altern

von Dr. Dietmar Eisenhammer, Wiesbaden



Unsere Leserschaft kennt den in Wiesbaden ansässigen Dr. Dietmar Eisenhammer, der in seiner Berufszeit von Staatskanzleien aus internationale Begegnungen organisierte, auch als Mitarbeiter der ESW-Informationsbriefe. Hier berichtete der Autor von seinen handwerklichen und künstlerischen Einsätzen auf internationaler Ebene und von seinen weltweiten Besuchs-Austauschen. Heute zieht der noch immer umtriebige 68jährige Pensionär eine Bilanz über förderliche Haltungen beim Älter-Werden, unter denen er besonders Aktiv-Sein, Kontaktfreudigkeit und Annahme des Gewordenen hervorhebt. Hier folgen Dr. Eisenhammers Feststellungen in zehn Punkten.

Älter werden ist ein Geschenk, das man schätzen sollte. Aus meiner bisherigen, 68-jährigen Erfahrung sind für ein erfülltes Altern zehn Feststellungen bedeutsam, die ich den Mitgliedern des Evangelischen Seniorenwerkes hier unterbreiten möchte.

1. Alles, was in der Vergangenheit ablief, war notwendig, um so zu werden, wie wir heute sind. Hadern Sie daher nicht mit Ihrem Leben, sondern akzeptieren Sie es. Auf dieser Basis gibt es eine große Chance, sich weiterzuentwickeln.
2. Erfreuen Sie sich an dem Hier und Heute. Sind Sie jeden Tag für das dankbar, was Sie erleben dürfen. Gestalten Sie aktiv in allen Phasen ihr Leben. Greifen Sie zu neuen Aktivitäten. Bleiben Sie in Ihrer Entwicklung nicht stehen. Denn Stillstand bedeutet immer Rückschritt.
3. Suchen Sie gemeinsame Aktivitäten vor allem mit der jüngeren Generation. Dies hält den Kopf jung und ihre Gedanken bleiben frisch. Das heißt aber nicht, den Kontakt mit den Älteren zu meiden. Auch diese sind eine hilfreiche Bereicherung.
4. Neue Aktivitäten im eigenen Erfahrungsbereich sind lebensverlängernd. Denn: wer rastet, der rostet. Hinzu kommt: man ist nie zu alt, um etwas Neues zu lernen und zu erfahren.
5. Die Begeisterung für neue Aktivitäten ist jedoch nur dann gegeben, wenn ich bei guter Gesundheit lebe. Die Ernährung allein ist aber nicht alles. Es müssen noch ergänzende Faktoren hinzukommen.
6. Sportliche Betätigung ist notwendig. Sie bringt uns auf neue Gedanken. Sport bereitet nicht immer die größte Freude. Nur: wenn man es geschafft hat, die inneren Hürden zu überwinden, dann bringt der Sieg über sich selbst ein unwahrscheinlich schönes Gefühl.
7. Um eigene Stresssituationen zu meistern, muss man selbst initiativ werden. Hierzu gibt es

vielfältige Möglichkeiten. Nicht warten, bis der Stress-Eimer überläuft. Man muss einen Ausgleich zur Arbeit finden. Arbeit ist kein Selbstzweck. Die Freude am Leben muss erhalten bleiben.

8. Sie müssen ganz generell die Dinge im Leben so nehmen, wie sie sind und sich nicht ständig ärgern. Denn: wenn der Teller runter gefallen und zerbrochen ist, durchs Ärgern wird er nicht mehr ganz. Vielmehr muss man sich immer sagen: es hätte ja auch schlimmer ausfallen können.

9. Der Mensch ist ein soziales Wesen. Falls Sie nicht verheiratet oder in einer sonstigen festen Partnerschaft leben, suchen Sie den Kontakt zu anderen Menschen. Ziehen Sie sich nicht zurück. Nur: das Zusammenleben mit anderen Menschen bedeutet immer ein Geben und Nehmen, bedeutet immer Kompromisse schließen und nicht auf dem eigenen Standpunkt beharren.

10. Wenn wir also die Gegenwart in den Griff bekommen haben, dann kann uns nicht bange sein um das, was sich im Leben zukünftig ereignen wird. Angst vor der Zukunft ist nämlich der schlechteste Wegbegleiter. Schauen Sie auf Ihrem Weg des erfüllten Älterens immer positiv in die Zukunft. Keine Angst haben, das sollte Ihr Leitmotiv für Ihren Lebensweg in all Ihren Aktivitäten und Handlungen sein. Dann haben Sie auch keine Angst vor dem Tod, der am Ende unseres Lebenszyklus steht.

Alles was Menschen dankbar und mit ehrlichem Gewissen genießen können, ist gut, ja sogar heilig.

Reinhard Ellsel

Das zweite Geschenk des Lebens Der Tod der alten Provence-Bäuerin

von Antoine de Saint-Exupéry

Der im Zweiten Weltkrieg tödlich abgestürzte französische Fliegeroffizier und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry hat viele Extremsituationen in Hitze, Kälte, Felsen und Gewitterwolken erlebt. Er war vom Dienst am Mitmenschen überzeugt. Der Einsatz für andere gab seinen Helden Trost. Die Würde des Menschen lag für Saint-Exupéry im Dienst am Nächsten. In seinem Buch „Wind, Sand und Sterne“ schildert der Autor im neunten, „Menschen“ überschriebenen Kapitel den Tod einer alten Bäuerin in der Provence, deren Werk in ihren Nachkommen weiterlebt und die darum in der Trauer über den Tod der Mutter Trost finden. Die deutsche Übersetzung besorgte Henrik Becker. Für die Überlassung der Abdrucksrechte sei dem Karl-Rauch-Verlag Düsseldorf gedankt.

Was aber dem Leben Sinn verleiht, gibt auch dem Tod Sinn. Es ist leicht zu sterben, wenn es in der Ordnung der Dinge liegt. Es ist nicht so schwer für den Bauer aus der Provence, wenn er am Ende seines Waltens seinen Besitz an Ziegen und Ölbäumen seinen Söhnen übergibt, damit diese ihn einst den Kindern ihrer Kinder weiterreichen. In einer Bauernsippe stirbt man niemals ganz. Jedes Leben zerspringt wie eine Schote, die ihre Körner abgibt.

Einst stand ich drei Bauern zur Seite, die am Totenbett ihrer Mutter versammelt waren. Gewiss, es war schmerzlich. Zum zweiten Male wurde eine Nabelschnur zerrissen; zum zweiten Male löste sich ein Band, das eine Generation an die nächste knüpft. Die drei Söhne entdeckten, wie allein sie plötzlich in der Welt standen. Sie mussten ganz umlernen. Der Familientisch war gelöst, der selbstverständliche Treffpunkt aller an

Festtagen fehlte, wenn die Achse war weggenommen, um die sich alles sammelte. Aber zugleich machte ich doch die Entdeckung, dass das Leben zum zweiten Mal geschenkt werden kann. Jeder der Söhne war nun selbst ein Sippenhaupt bis zu der Stunde, wo er das Amt an die kleine Schar, die jetzt schon draußen auf dem Hof spielte, weitergeben durfte.



Über den Dächern eines Provence-Dorfes gleitet der Blick in die Landschaft des Lubéron Foto: Kurt Witterstätter

Ich sah auf die Mutter. Es war eine alte Bäuerin mit einem friedlichen und harten Gesicht mit strengen Lippen. Das Antlitz war wie eine steinerne Maske. In den Zügen der Söhne fand es sich wieder; die Maske hatte gedient, andere Gesichter zu prägen, und dieser Körper hatte andere Körper geprägt. Da standen drei stattliche Männer. Sie aber lag da, gebrochen wie ein abgebauter Erzgang. Doch die Kinder, Söhne wie Töchter, würden wieder Menschenkinder prägen. Dem Bauernhof ist der Tod fremd. *La mère est morte, vive la mère!*

Gewiß ist es ein bewegendes Bild, wenn die schönen Menschen der Sippe einer nach dem anderen im schlohweißen Haare am Wege liegen bleiben. Aber das Bild ist von erhebender Schlichtheit, weil die Sippe durch diesen Gestaltenwechsel von Geschlecht zu Geschlecht einer höheren Wahrheit entgegenwandert.

Darum schien mir die Glocke des keinen Dorfes, die am Abend den Tod der Bäuerin einläutete, nichts von Jammer und Verzweiflung zu klingen, sondern nur stille und zärtliche Trauer. Mit gleicher Stimme feiert sie ja Taufe und Begräbnis. Sie meldete den Übergang von einer Generation zur anderen. Tiefer Friede ging von der Vermählung eines alten Menschen mit der Erde aus.

Der Schatz, der von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird, der dabei langsam wächst wie ein Baum, das ist das Leben, das Bewusstsein seiner selbst. Welch geheimnisvolle Ahnenreihe haben wir doch: glühende Lava, Sternennasse, eine erste Zelle sind Keime des Wunders, dem wir entstammen. Langsam sind wir so weit gestiegen, dass wir Symphonien schaffen und Sterne wägen. Die Mutter hatte nicht nur das Leben weitergegeben, sie hatte ihren Kindern auch eine Sprache mitgegeben, die eine in Jahrhunderten gewordene Fracht darstellt, ihr geistiges Erbgut enthält. Sie selbst hatte sie einst zu Lehen erhalten, einen kleinen Vorrat an Überlieferungen, von Weltanschauung und Mythos, der

den einzigen Unterschied Shakespeares und Newtons gegenüber dem tierischen Höhlenmenschen ausmacht.

Unser Leben ist noch nicht vollendet, solange wir Hunger spüren, eben den Hunger, der die spanischen Soldaten unter dem Feuer zu einem Pflanzenkundekursus trieb, der Mermoz in den Südatlantik führte, anderen ihre Gedichte eingibt. Darum müssen wir uns unser selbst und der Welt bewusst werden. Die Losung lautet: Sturmleitern an die Nacht legen! Nur die kennen diesen Kampfesifer nicht, die ihre Weisheit aus einer Gleichgültigkeit ziehen, die sie für lebensklug und förderlich halten. Aber alles gibt ihnen unrecht. Ihr, meine Kameraden, bezeugt es mir: in welchen Stunden haben wir uns glücklich gefühlt?

aus: Antoine de Saint-Exupéry: Wind, Sand und Sterne. Deutsche Übersetzung von Hendrik Becker. Karl Rauch Verlag Düsseldorf 1955

Bereicherung der Diakonie ESW steht als Ratgeber bereit

Auch nach dem Umzug von Diakonie DW und Evangelischem Seniorenwerk ESW im Herbst 2012 in den Berliner Neubau wollen beide Organisationen ihre Kooperation vertrauensvoll aufrecht erhalten. Das sagte DW-Präsident Johannes Stockmeier kürzlich dem ESW-Vorsitzenden Klaus Meyer zu. Es ist daran gedacht, das ESW an die Arbeit des Referates Offene Altenhilfe heranzuführen. Einerseits bekäme das ESW dort weiterhin einige Hilfestellungen. Es könnte dafür andererseits konsiliarisch dem DW Anschauung und Daten zum Altern und zum Alter sowie zum Bürgerschaftlichen Engagement liefern. Damit können sich noch stärkere Synergie-Effekte einstellen.

ESW-Vorsitzender Klaus Meyer verweist dem DW gegenüber auf Punkte, die das ESW gerade unter dem Aspekt der Generationenbeziehungen in die Arbeit des DW einbringen kann. So steht das ESW für die Generation der Ruheständler und für die Ehrenamtlichkeit von aktiver Betätigung. Das ESW kann mit seinen Landesverbänden und Mitgliedern Auskünfte geben zur Ausstrahlung von Altenarbeit, zur Aktivität von Brot-für-die-Welt-Gruppen und zur Wirksamkeit von Öffentlichkeits- und Publikationsarbeit des DW in Richtung auf die Altenpopulation.

An den Aktivitäten des ESW sind auch Bemühungen zur Ökumene an der Basis ablesbar, weil das ESW auf der Ebene der BAGSO (Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen) und bei den Deutschen Seniorentagen mit substantiell anders ausgerichteten Verbänden zusammenarbeitet. Da das ESW auch in der Produktion von Arbeitshilfen (Bausteine Altenarbeit, Internetportal „erfahrungsreich.de“, ESW-Informationsbriefe) und von Ratgebern für das Älter-

Werden und Älter-Sein aktiv ist (wie zu Verfügungen zum Lebensende und zur Hospizarbeit), sind auch hier wechselseitige Informationsflüsse vorstellbar.

Schließlich können auch ESW-Beteiligungen in Europäischen Projekten und in Vernetzungen mit Freikirchen (Evangelisches Seniorenforum ESF, Evangeliumsrundfunk ERF) in die weitere Kooperation mit der Diakonie eingebracht und fruchtbar gemacht werden.

Generationen im Miteinander ESW-Jahrestagung in Berlin mit Spree-Ausflug

Seine Jahrestagung 2012 veranstaltet das ESW von Mittwoch, 4. Juli, bis Freitag, 6. Juli 2012, im Karolinenhof in Berlin-Wilmersdorf, Pretschener Weg 42, www.karolinenhof.com. Thema der Tagung ist „Miteinander der Generationen als gesellschaftliche und kirchliche Herausforderung“. Die Vorträge und Aussprachen gehen den politischen und kirchlichen Voraussetzungen für ein harmonisches Miteinander der Generationen nach. In die Tagung integriert sind eine Ausflugsfahrt im Spreewald mit Stocherkahn, die ESW-Mitgliederversammlung mit den Regularien sowie ein Besuch im Neubau des Diakonischen Werks in der Caroline-Michaelis-Straße/Ecke Invalidenstraße beim Nordbahnhof in Berlin-Mitte als neuer Heimstatt des ESW nach seinem Umzug im Herbst von Stuttgart nach Berlin. Die Andachten halten ESW-Vorsitzender Klaus Meyer und ESW-Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag.

Zur Tagung schreibt Vorsitzender Meyer: „Aktuell ist unser Tagungsthema im EU-Jahr der Generationengerechtigkeit. Herausragend ist die Jahrestagung aber auch deshalb, weil Sie zu einem für das Evangelische Seniorenwerk ganz neuen Tagungsort eingeladen sind. Es werden drei

Tage, die sich für Sie sicherlich lohnen. Drei Tage, in denen thematische Inanspruchnahme und eine verlockende Tour in das Berliner Umland in guter Balance stehen. Drei Tage, die für die weitere Entwicklung unseres Verbandes entscheidende Akzente setzen.“

Die Einladungen gehen den ESW-Mitgliedern demnächst zu. Anmeldungen erfolgen über das ESW, Frau Alber, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711.2159137.

Eine schöne Woche Noch Plätze in der Hohen Rhön

Für die entspannende Woche des ESW in der Hohen Rhön von Montag, 23., bis Freitag, 27. April 2012, sind kurzfristig noch einige Restplätze frei. In die Leitung dieser zwanglosen Woche mit Wandern, Reden, Spazieren Gehen und Sich-Austauschen in der Tagungsstätte Hohe Rhön, Fischzucht 1, 97653 Bischofsheim, Tel. 09772.93040, teilen sich ESW-Vorstandsmitglied Fritz Schroth und Prof. Dr. Karl Foitzik. Foitzik setzt Impulse mit „Geschichten und Bildern, die uns gut tun“. Der Preis für die Woche liegt einschließlich Vollverpflegung und Tagungsgebühr im Einzelzimmer bei 248,-- Euro, im Doppelzimmer pro Person bei 208,-- Euro. Die Anmeldung kann noch kurzfristig an die ESW-Geschäftsstelle erfolgen (ESW, Frau Alber, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711.2159136).

Briefe verbinden Zeit für Kontakte

Hiermit soll zu einer Briefbörse unter den Leserinnen und Lesern des ESW-Informationsbriefs aufgerufen werden. Die Anregung dazu gibt unser Leser Reinhold Kilp in seinem in die-

ser Ausgabe abgedruckten Leserbrief „Voll guter Themen“. Darin macht er den Vorschlag, der ESW-Informationsbrief möge dazu aufrufen, dass die ESW-Mitgliedschaft mit Briefen oder mit Telefonanrufen zwanglos miteinander in Verbindung tritt. Wir folgen dieser Anregung gerne und schlagen deshalb vor, dass Interessierte uns Ihre Anschrift mitteilen, damit wir sie wie diejenige von Reinhold Kilp hier folgend veröffentlichen. So kann im Schneeballsystem eine Brief-Stafette entstehen. Denn das Schreiben von Briefen, das mehr und mehr aus der Mode kommt, bedeutet Zuwendung zueinander und füreinander. Telefonnummern werden wir aus Missbrauchs-Befürchtungen nicht nennen. Die Anschrift von Reinhold Kilp, der sich über Zuschriften freut, lautet: Reinhold Kilp, Wilhelm-Nesen-Straße 3, 56355 Nastätten/Taunus. Wir werden in dieser Brief-Ecke gern auch weitere Anschriften von Leserinnen und Lesern mitteilen, die mit anderen ESW-Mitgliedern gerne in Briefkontakt treten wollen. Bitten, lassen Sie uns Ihre Anschrift für Briefkontakte über das ESW, Frau Alber, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Telefon 0711.2159136, zukommen.

Traum und Dank Bildband mit Gedichten Frieder Theysohns

Über seinen Tod 2008 hinaus zehrt das Evangelische Seniorenwerk in vielfältiger Weise von seinem seinerzeitigen Ersten Vorsitzenden Frieder Theysohn (1936-2008). Theysohn gab dem ESW mannigfaltige, bis heute weiter wirkende Impulse und rekrutierte viele Persönlichkeiten in seine Reihen, die noch heute führend in ihm wirken.

Wie wir auf der hinteren, inneren Umschlagseite von ESW-Informationsbrief 1-2012 ankündigten, hat das ESW zu Ende des Jahres 2011 durch Vorstandsmitglied Dr. Karl Dieterich Pfisterer den 50seitigen Bildband „Dann brauch´ ich Dich“ mit Gedichten Frieder Theysohns heraus gegeben,

die der Autor während seines Krankenlagers in den Jahren 2007 und 2008 zu Papier gebracht hat. Die sensiblen, voller Lebensdank erfüllten Verse sind oftmals von einer Ahnung auf eine bessere, jenseitige Welt erfüllt.

Das Motto des Bandes umschreibt Theysohn selbst in einem zum Eingang abgedruckten Text vom 31. August 2007, in dem es heißt: „Wen wir brauchen? Gott in Jesus Christus und Liebe und Treue, die uns in einem Menschen begegnen.“ Der sich auch als Geschenk eignende Bildband „Dann brauch´ ich Dich“ enthält auch zahlreiche Fotos aus dem Familienbesitz von Familie Theysohn, von Markus Theysohn und von Dr. Friedrich Löblein. Das Layout besorgte Hans Martin Saecker. Zu beziehen ist der Band beim ESW, Frau Alber, im Diakonischen Werk, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, gegen eine entsprechende Spende. Wegen der starken Nachfrage ist eine zweite Auflage des Gedichtbands geplant. Bestellungen nimmt Frau Alber schon jetzt entgegen. Wir veröffentlichen hier das im Band enthaltene, ahnungsvolle Gedicht „Halte deine Träume fest“ von Frieder Theysohn.

Halte deine Träume fest

Du, gehe deinen Träumen nach
 Sie treiben über Land und Meer
 Und das was war ist nicht mehr
 Durch Zeit und Raum und Ungemach.

Bleib deinen Träumen auf der Spur.
 Sie sind von dir ein Stück
 Verwoben fest in deinem Glück
 Und deines Lebens innre Uhr.

Entdecke deine Träume neu
 In dir und anderen versteckt
 Wie Muscheln an den Strand gelegt Und
 deiner Seele innig treu.

Du, halte deine Träume wach,
 Die Kraft die in den Bildern steckt
 Das Leben das sich in dir regt
 Und das dich wecken wird hernach.

Drum halte deine Träume fest.
 Geheimnisvoll und wirklich wahr
 Wird darin Zukunft offenbar
 Wenn Gott sich sehen lässt.

Die geschenkten Jahre füllen Lachen, Vertrauen, Loslassen und Versöhnen als Ziele im Alter

von ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl,
 Hamburg

Bei der ESF-Tagung „Zielorientiertes Leben: Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit“ in Kassel umriss ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl die Möglichkeiten, die im Alter geschenkten Jahre zu füllen. Sie nannte dabei Vertrauen, Lachen, sich um andere kümmern, versöhnlich sein und Loslassen als Inhalte der späten Jahre.

In einer Morgenandacht im Norddeutschen Rundfunk höre ich: „ Was ist das für eine Einrichtung, dass wir in Krisenzeiten das Leben besonders wert achten?“ Das macht mich nachdenklich. Ist das so? Und dann erhalte ich vom Eschbach-Verlag einen Werbeprospekt für Spruchkarten mit Worten wie

- Gib jedem Tag die Chance, der schönste deines Lebens zu werden (Mark Twain).
- Der eine sieht nur Bäume, Probleme dicht an dicht. Der andre Zwischenräume und das Licht (Eduardo Matani).
- Was wir für eine Grenze hielten, stellte sich als Horizont heraus (David Steindl-Rast).
- Da es sehr förderlich für die Gesundheit ist, habe ich beschlossen, glücklich zu sein (Voltaire).
- Fange nie an aufzuhören! Höre nie auf, anzufangen!
- Die Seele nährt sich von dem, an dem sie sich freut (Augustinus).

- Es gibt wichtigere Dinge im Leben, als beständig dessen Geschwindigkeit zu erhöhen (Mahatma Gandhi).
- Wir sollen unser Leben, solange es dauert, mit unseren Farben ausmalen.

Diese Kurztexte reichten aus, um uns über den Wert unseres Lebens auszutauschen. Sie sagen uns, unser Leben ist kostbar, wertvoll, aber auch zerbrechlich. Und wir sind selbst verantwortlich für die Gestaltung und die Sicht, die wir über unser Leben einnehmen.

Dass durch die medizinische und technische Entwicklung, durch die Forschung und die viel günstigeren Lebensbedingungen den meisten Menschen ein gutes Teil an Jahren dazu geschenkt ist, das dürfen wir als die Chance der geschenkten Jahre sehen und von Gott her annehmen. Langsam fangen wir an, Vorbilder fürs Älterwerden zu gewinnen. Vor 30/40 Jahren fehlten vielen Senioren noch Perspektiven, wie sie die geschenkten Jahre zu füllen hatten. Das Verständnis und die frühere Beurteilungen über den alten Menschen waren zumeist mit Altersbildern besetzt, die den alten Menschen mit Kraftminderung, mit Schwäche, mit Passivität kennzeichneten. Ich habe noch im Ohr, wie ein Pastor einer Gemeinde äußerte, dass für die Mitgestaltung im Gottesdienst sich die Älteren zurückhalten sollten. Ihre Aufgabe wäre es vielmehr, mit den Enkeln auf dem Schoß im Schaukelstuhl zu sitzen. Manchmal haben die Älteren sich dieses Altersbild zu eigen gemacht. Was alle glauben, kann ja nicht verkehrt sein. Heute empfinden wir anders. Und das mit Recht. Denn wenn man im Unterschied zu früher nach Beginn der Rentenzeit noch 25 bis 30 Jahre dazu geschenkt bekommt, dann sind diese Jahre nicht nur im Schaukelstuhl zu verbringen.

Was dient dazu, dass uns diese Jahre zur Chance werden?

Es gibt Beiträge zum Schutz des Lebens - gerade auch im Alter. Die können wir selbst beachten und wahrnehmen. Was gehört dazu?

- Gesund essen,
- Verzicht bzw. maßvoller Umgang mit Alkohol und Tabak,
- mehr bewegen,
- angebotene Vorsorge mit Regelmäßigkeit in Anspruch nehmen,
- kontrollierter Umgang mit verordneten Medikamenten.

Forschungsergebnisse belegen, dass eine gesunde Ernährung bis ins hohe Alter das Wohlbefinden fördert und ernährungsbedingten Krankheiten vorbeugt. Genügend Ballaststoffe, Vitamine und eiweißreiche Kost sind zu empfehlen, dafür aber weniger Fett. Im Blick auf Eiweiß ist es gut, nicht zu viel Fleisch zu essen. Der Wechsel von Fisch, Fleisch und Milchprodukten deckt den Bedarf des Körpers besser ab. Außerdem liegt im Wechsel der Mahlzeiten auch die Anregung, das Essen genießen zu können. Schon der gedeckte Tisch und das gepflegte Mahl - für Alleinlebende gar nicht selbstverständlich - dient dem Appetit und der Verträglichkeit der Speisen. Natürlich ist mit einem gesundheitsorientierten Menüprogramm ein festlicher Schmaus nicht abzulehnen. Aber alle Tage zu viel des Guten, überfordert und belastet den Körper. Es gibt zudem auch genügend Senioren, die sich die Mühe der Essenszubereitung nicht mehr machen. Dass es dadurch leicht zu einer Mangelernährung kommen kann, ist einsichtig.

Nahrungsergänzungsmittel sind kritisch zu betrachten. (z.B.: Vitamine oder Abführmittel. Der Körper erhält bei einer ausgewogenen Kost zumeist genügend Vitamine. Und Darmträgheit kann zumeist durch ballaststoffreiche Kost überwunden werden.) Im Bedarfsfall sollte man ärztlichen Rat einholen.

Ebenso ist auf ausreichende Flüssigkeit zu achten. Nur wenn der osmotische Druck in den Zellen ausreichend vorhanden ist, kann die Nahrungsausweitung vom Körper wahrgenommen werden. Dabei gilt es auch, maßvoll mit Suchtmitteln - Alkohol und die Stimmung aufhellenden Mitteln (Kaffee, Klosterfrau-Melissengeist ...) umzugehen.

Durch ein gezieltes Bewegungstraining, so bezeugen es die Forscher, ist die Selbständigkeit

länger aufrecht zu erhalten, und das Sturzrisiko wird dadurch deutlich gemindert. Angemessene Bewegung – aber regelmäßig wahrgenommen – und wenn möglich an frischer Luft ist bedeutungsvoll und hat Wirkung auf die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.

Das Wohlbefinden in den geschenkten Jahren sollte nicht als Selbstverständlichkeit verbucht werden. Es bedarf nicht des täglichen Pulsfühlers, aber die von der Kasse angebotenen Vorsorgeuntersuchungen sollten schon wahrgenommen werden. Und die vom Arzt verschriebenen Medikamente wirken nur angemessen, wenn sie regelmäßig eingenommen werden.

Oft besteht aber auch Interesse für die Empfehlungen von Mitmenschen, denen ein Medikament hilft. Doch der Körper des anderen ist nicht der eigene Körper. Also bedarf es auch der Beachtung, dass nicht alles, was dem anderen gut tut, auch mir gut tun muss. Das waren ein paar Hinweise, die dem Schutz des Lebens aus gesundheitlicher Sicht dienen können. Manchmal jedoch erinnern wir uns daran erst, wenn eine gesundheitliche Krisenzeit zu durchleben ist. Dann wissen wir erst, wie kostbar die „guten Tage“ waren.

Im Rahmen unserer gesamten Tagung ließe sich fragen: „Wie viel Gesundheit braucht der Mensch? – Darf es etwas weniger sein? Wie krank sind die Gesunden? Wie gesund sind die Kranken?“ Mit diesen Fragen lädt die LageS in Baden-Württemberg (Landesarbeitsgemeinschaft evangelischer Seniorenarbeit) zu einer Tagung ein. Neben diesen gesundheitlichen Maßnahmen gibt es noch weitere Faktoren, die uns helfen, die Zeit des Alterns als geschenkte Jahre zu erleben. Umbrüche stellen sich mit Eintritt in den Ruhestand zwar ein. Aber wie stellen wir uns auf das nun selbst zu gestaltende Leben ohne berufliche Rahmenbedingungen ein? Was steuern wir an? Welche Inhalte erfüllen uns? Wie gehen wir mit Zeit um? Fragen über Fragen. In den anfangs zitierten Aussagen wies schon einiges daraufhin, dass unsere Alterszeit – besser Seniorenzeit? – wertvoll erlebt werden kann. Ich stelle uns noch ein paar weitere Fragen, zum Teil

abgeleitet von den Zitaten:

- Womit beschäftigen wir uns - gedanklich, aktiv gestaltend?
- Welche Sicht haben wir von Vorgängen und Dingen? Sehen wir überhaupt die Chancen, dass noch der nächste Tag der schönste des Lebens werden kann?
- Leben wir also noch von Hoffnung? Sehen wir nur die Begrenzungen, oder haben wir einen weiten Blick und sehen darin auf Horizonte? Sind wir offen für Neues?
- Was nährt uns? Sind wir immer noch Gehezte?
- Lieben wir andere Menschen, uns selbst? Lieben wir Gott, bzw. lassen wir uns von ihm lieben?
- Leben wir aus dem Vertrauen?

Das sind Fragen, die ich mir auch selbst stelle, Fragen die gar nicht auf andere hin gemünzt sind. Über die Verantwortung und die Sinnchancen, die wir noch haben, wird im zweiten Referat die Rede sein.

Weil ich diese Fragen eben auch an mich heranlasse, berühren mich manchmal Artikel in Zeitschriften, Büchern und in den Medien. Zum Beispiel berichtete das Hamburger Abendblatt über eine an Konfirmanden gestellte Aufgabe. Sie sollten nämlich „Freude“ fotografieren. Während sich Erwachsene im Durchschnitt nur 15mal am Tag freuen, sollen Kinder angeblich 400mal am Tag lachen.

Bei den Kindern gab es Fotomotive zuhauf. Aber die Konfirmanden besuchten auch Senioren im Altenheim. Kann man dort ausstrahlende Freude finden? Die Bewohner dieser Einrichtung aber empfangen die jungen Leute so freundlich und lachend, dass ein 14-jähriger nachher feststellte: „Das kam von Herzen!“

Die Wirkung des Lachens wird ja sogar als Heilmittel eingesetzt. Es gibt regelrechte Lachkuren. Und der Clown im Altenheim oder im Krankenhaus hat mit Recht sein Betätigungsgebiet. Beim Lachen hellt sich die Stimmung auf. Und das wiederum stärkt das Immunsystem und die Zu-

friedenheit. Es heißt ja auch: Zufriedene Menschen leben länger. Und Menschen, die sich freuen können, sind sensibler für die Lebensbedingungen und Lebensnöte anderer. Sie sind also meist hilfsbereiter. - Sollen wir eine Lachpause einlegen?

Ein anderer Satz, der mir wichtig wurde - ein Bekenntnis einer Frau - lautet: „Die Kraft für die Pflege meines Mannes bekam ich Tag für Tag neu und nicht auf Vorrat“. Als wir noch in der Vollkraft der aktiven Jahre standen, konnten wir zumeist aus dem Vollen schöpfen. Das ändert sich, wenn in gewisser Weise mit Einschränkungen zu leben ist. Aber dieses Bekenntnis der Frau ist für mich wie eine Einladung, dennoch vertrauend zu leben. Ich kann stets alle Schwierigkeiten bedenken und darüber die Besorgnis, die ich in mancher Situation kenne, verstärken. Sollten wir nicht bedachter aus den doch auch guten Erfahrungen unseres Lebens heraus unsere Einstellung bestimmen lassen? Wie oft durften wir - mit Bewusstsein oder einfach so - erleben, dass Gott uns mit seiner Fürsorge bedachte. Wir haben ja nicht alles selbst in der Hand. Aber dem zu vertrauen, der uns bisher führte und der uns zugesagt hat, dass er uns und unser Leben in seiner liebenden Hand hält, dem zutrauen, dass er uns beschenkt, das dürfen wir üben. Bewusst vom Schenken Gottes leben, hilft zu Vertrauensübungen. Dann kann uns das Leben im Alter wirklich Geschenk sein.

Vielleicht ist das leichter gesagt als getan. Wir kennen ja auch Wüstenzeiten im Leben. Die können wir nicht verdrängen. Die Sehnsucht danach, dass die Durststrecke aufhört und das Leben wieder entlastet wahrzunehmen ist, diese Sehnsucht will uns manchmal isolieren.

Es ist jedoch gut, wenn wir in solch bedrängenden Zeiten nicht allein bleiben. Das trockene Land kann sich nicht selber begießen. Wir bedürfen der Menschen, die uns Hoffnung vermitteln. Und manchmal dürfen wir selbst solche sein, die anderen an ihrer Hoffnung Anteil geben können.

Aber darüber hinaus dürfen wir nach Gott Ausschau halten. Eventuell lesen wir einmal ganz

bewusst, was wir in der Bibel an Verheißungen Gottes finden. Vertrauensworte gibt es viele. Mindestens die Zusage Jesu: „Ich bin bei euch alle Tage“ und auch die Berichte von Menschen, die Gottes Barmherzigkeit und Seelsorge erleben - so Elias in der Wüste.

Unsere Begrenzungen, nur die Geschehnisse aus unserer Blickrichtung zu sehen, decken sich nicht mit Gottes weitem Horizont oder seinen Möglichkeiten. Ich weiß zwar auch, dass ich Belastungen und schwere Zeiten nicht schönreden kann. Aber in Belastungen verstehen lernen, dass Gott für mich ist, er mich nicht übersieht, das kann zum Lebensgeschenk werden und ist für mich eine ganz persönliche Erfahrung.

Beim Älterwerden - gerade auch in den geschenkten Jahren - empfiehlt es sich, sich von Ballast zu trennen. Manche empfinden dieses Loslassen wie einen vorausgehenden Sterbeprozess und scheuen sich davor. Doch sich aufs Wesentliche konzentrieren schenkt Freiheit zum Leben. Immer im Nacken haben, dass noch so vieles ungeordnet ist, dient nicht dazu, die Chance der zusätzlichen Zeit positiv zu erleben. Das beziehe ich nicht nur auf Materielles. Auch Vorrangstellungen, unbedingte Leitungspositionen und, und, sind zu überprüfen. Ich war lange Jahre in meiner Kirchengemeinde im Vorstand tätig. Jetzt entdecke ich, dass die Nachwachsenen vieles gut machen und erst recht gut wollen. Nicht selten sage ich ihnen das. Und so kommt es, dass sie mich manchmal nach irgendwelchen Lösungen fragen. Sie schließen mich nicht aus, aber ich habe eine ganz neue Freiheit, meinen Beitrag mit einzubringen.

Durch Wohlwollen für andere werde ich sensibilisiert. Ich darf die Freuden und Probleme mit anderen teilen. So bleibt mir ein Leben in Gemeinschaft und nicht im Abseits.

Ein alter Herr meiner Gemeinde lebte schon viele Jahre in einer Senioreneinrichtung. Seine Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen war sehr eingeschränkt. Was tat er? Er rief die jungen, die mittleren und die älteren Gemeindeglieder zum Geburtstag an. Und seine guten Wünsche wie

sein Anteilnehmen am Leben der Gemeindeglieder tat allen gut. Er war trotz Abseitsleben von der Gemeinde mitten drin. Denn dass man ab und an auch ihn wieder zurückrief, das war den von ihm Bedachten ein Bedürfnis.

Dieses Eingebundensein in Gemeinschaft schenkt unserem Leben Reichtum. Das können wir einfordern. Dann wird aber bald deutlich, dass es anderen oft schwer fällt, uns zugewandt zu bleiben. Im Warten auf den Besuch durch andere kann ich leicht enttäuscht werden. Unser Geschenk ist es, dass Gott uns ja selbst mit Gaben ausgestattet hat. Da dürfen wir uns selbst einbringen und den anderen spüren lassen, dass er einen Wert hat. Und dabei wirkt es sich mit aus, dass sich nicht nur der andere freuen kann, sondern so sagt es schon der Volksmund: Die Freude, die wir geben, kehrt ins eigene Herz zurück.

Wie gehen wir nun mit Enttäuschungen um? Können wir loslassen, wenn uns jemand verletzt hat? Können wir vergeben? Manche Verletzung sitzt ja tief. Erwartungen wurden nicht erfüllt. Es kann auch Schuld im Spiel sein. Was hindert uns, den anderen dennoch mit den Augen Gottes zu sehen. Wenn Gott mich liebt, dann will ich es lernen, dem anderen - auch meinem Kontrahenten gegenüber - die Liebe Gottes ebenso zu gönnen. Und das bewirkt in mir eine Änderung meiner Einstellung zum anderen. Mich hat in der letzten Zeit sehr beeindruckt, wie eine Dame, für die ich die Betreuung übernommen habe, ihr Testament überdenkt. Eine gewisse familiäre Person sollte vom Erbe ausgegrenzt werden. Nun aber sagt sie, in dieser Weise möchte sie sich nicht von Gott abrufen lassen - so unversöhnt. Sie möchte mit der Änderung des Testaments, in der diese Person einen bestimmten Anteil zugesprochen werden soll, ein Zeichen der Versöhnung setzen. "Falls uns solch ein Versöhnungshandeln nicht erst beim Lebensabschied gelingt, könnte für uns die Seniorenzeit schon viel früher zu einem entlasteten Leben werden. Das ist dann auch geschenkte Zeit.

unser Tagungsthema lautet doch: Zielorientiertes Leben - Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit.

Mir fiel der Part zu, die Chancen anzusprechen und sie für unsere Ziele im Umgang mit dem Älterwerden zu bedenken. Vieles drückte ich in Frageform aus. Hatte ich dafür keine Antworten? Mir ging es darum, Anstöße zum Nachdenken über sich selbst zu geben. Das Antworten kann ich Ihnen nicht abnehmen. Und Antworten finden wir zumeist Schritt für Schritt, nicht synchron mit anderen. Es dürfen Entwicklungsschritte sein, die wir je eigen gehen.

Und wenn ich selbst an Grenzen stoße, nach diesen Empfehlungen zu leben, dann möchte ich Quellen nutzen, um diesen positiven Ansatz leben zu können. In einem Buch, das uns vermutlich allen zugänglich ist, werden die Lebenshilfen sehr lebensnah beschrieben. Ich meine die Bibel. Da gibt es nicht nur die Vertrauensworte, die ich vorhin erwähnte. Wie viel Weisheiten vermittelt das Wort Gottes. Und es beschreibt uns, dass Gott uns seinen Segen, seine Liebe und seine Versöhnung zugedacht hat. Von solchen Inspirationen möchte ich mich beschenken lassen und mein Leben daran fest machen. Da erwächst Hoffnung - nicht nur auf ein leichtes Leben, sondern auch, dass der treue Gott an unserer Seite geht und mit mir ein Ziel hat, und mit mir durchhält. Vielleicht sollten wir uns immer wieder Rechenschaft geben darüber, von welcher Hoffnung wir leben. Gott kann die Hoffnung bei uns zu einer Gewissheit umwandeln.

Zum Schluss lege ich Ihnen einen Text vor von der schon verstorbenen Oberkirchenrätin Gudrun Althausen. Sie hat in sehr ausgewogener, ansprechender Form dies unser Thema bedacht und in Worte gefasst. Vielleicht geben Sie diese Worte an Ihre Gruppenteilnehmerinnen und -teilnehmer weiter. Sie sind es wert.

Sieben Mal „L“: Sieben Tugenden, die beim Älterwerden helfen können von Gudrun Althausen:

1. Lächeln

Du darfst über dich selbst lächeln und brauchst dich nicht zu ernst zu nehmen. Mit einem freundlichen Gesicht erhellst du deine Umgebung und erlebst selbst mehr Freude.

2. Laufen

Wer rastet, der rostet. Darum bewege dich! Das tut deinen Gliedern, aber auch deinem Geist und deiner Seele gut. Lass dich bewegen von den Problemen und Freuden anderer Menschen. Es ist besser, die Nachbarn zu besuchen, als auf ihren Besuch zu warten.

3. Lernen

„Altsein ist ein herrlich Ding, wenn man nicht verlernt, was anfangen heißt“ (Martin Buber). Darum halte dich offen für Neues, erwarte voll Neugier immer wieder Interessantes und gib nie auf, deinem Geist etwas zuzumuten.

4. Loslassen

Sammele weder zu viele alte Kartons noch rechtshaberische Meinungen. Klammre dich nicht an deine Kinder und Enkel. Lerne vielmehr - durch Üben, Üben! - zu haben, als hättest du nicht, dankbar den heutigen Tag zu genießen und ohne Verkrampfung Dinge und Menschen loszulassen. Das ist die „Weisheit“ des Alters, so entsteht Freiheit für das Wesentliche.

5. Leiden

Du wirst nicht ohne Leiden durchs Leben kommen - du wärst sonst kein Mensch. Bleib verletzlich damit du fähig zum Mit-Leiden bist. Lerne ohne Resignation erkennen und akzeptieren, dass dein Leben Stückwerk ist und dir Grenzen gesetzt sind. Gott will auch deine Tränen abwischen und deine Grenzen durchbrechen.

6. Lieben

So wie du aus der Vergebung leben kannst und auf Liebe angewiesen bist - so darfst du lieben wider besseres Wissen, auf Hoffnung. Die Liebe hört niemals auf- warte nicht auf Liebe, sondern liebe - und du wirst geliebt werden.

7. Loben

„Je älter man wird, um so mehr wächst in einem die Neigung zu danken“ (M. Buber). Sprich täglich dem Psalmisten nach: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat: der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit...“ und du wirst erfahren, was es heißt „In dir ist Freude in allem Leide!“

Erreichbare Ziele setzen Sozialdiakonische Anliegen und die neue Perspektive von Klaus Meyer und Liesel Pohl

Wie man sich im Alter ein sinnvolles und Sinn stiftendes Leben gestalten kann, wurde bei der ESF-Tagung „Zielorientiertes Leben: Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit“ im Vortrag „Ein sinnvolles und Sinn stiftendes Leben gestalten“ deutlich. Die Gedanken dazu, unter anderem sozialdiakonische und gesellschaftsdienliche Anliegen zu verfolgen und sich die Perspektive für ein neues Leben zu eröffnen, hatten ESW-Vorsitzender Klaus Meyer und Liesel Pohl entwickelt. Sie wurden bei der Tagung in Kassel von Liesel Pohl vorgetragen.

In meinen nun weiteren Ausführungen nehme ich ein paar wesentliche Gedanken von Herrn Meyer auf, die er für dieses Referat vorbereitend bedachte und mir telefonisch nannte. Vielleicht haben Sie schon im ersten Referat gedacht, das sind ja gar nicht alles Seniorenthemen; da gilt es doch ein ganzes Leben zu bedenken. Da möchte ich fragen, was ist das Alter anderes als Leben!? Dieses Leben hat im Älterwerden keine geringere Qualität als in den Jahren zuvor. Es ergeben sich nur einige Veränderungen in unserer Selbstwahrnehmung und in äußeren Gegebenheiten wie

- vermehrte Zeit, die man selbst füllen muss;
- das „Muss“ der Berufsjahre ist aufgehoben oder durch andere Bezugsfelder neu vorgegeben;
- es stellen sich manchmal Verlangsamungen, evtl. auch Kräfteminderungen ein;
- die Nachwachsenden sind stärker an der „Kommandozentrale“;
- die Jüngeren möchten sich manchmal an uns Älteren orientieren, aber mehr im Beobachten, als dass wir Ratschläge zu geben hätten;
- durch Erfahrungen im Leben, entscheiden wir in bestimmten Gegebenheiten anders, als wir

das in der Jugend taten. Wir verbrennen uns nicht immer wieder den Mund oder tappen in eine Falle;

- Veränderungen in der Gesellschaft und in der Zeitgeschichte führen zu neuen Urteilen. Ich kann nicht nur aus Traditionsdenken meine Urteile fällen. Tradition ist ja nur sinnvoll, wenn sie nicht starr wird, sondern wie bei Beginn einer Festlegung, den Herausforderungen angemessen geübt wird;
- dann verändert sich zum großen Teil das soziale Bezugsfeld;
- es stellen sich andere Lebens- und Sinnfragen.

In den fortgeschrittenen Lebensjahren, eine andere Bezeichnung für „Alter“, sind wir also selbst herausgefordert, was wir in dieser Zeit aus unserem Leben machen. Welcher Sinn erschließt sich uns? Wie wollen wir unserem Leben Sinn geben, so weit das in unserer Hand liegt?

Eigenen Interessen nachgehen

Verständlich ist es, das nach den Jahren der Anforderungen im Beruf uns zuerst einmal eigene Interessen in den Sinn kommen, die zu verwirklichen wir uns auch Zeit nehmen und nehmen dürfen.

Da steht das Reisen bei vielen an erster Stelle, soweit das Geld reicht. Oder morgens in aller Ruhe in den Tag gehen, etwa bis 10 Uhr oder länger die Morgenzeitung genießen. Oft wollen die Männer ihre Ehefrauen bei den Alltagsdingen unterstützen - organisieren das natürlich auch besser als es ihre Frauen über 45 Jahre hin getan haben und merken oft erst sehr spät, dass sie dieses alles jahrzehntelang geschafft haben ohne die nun oftmals unerwünschte Hilfe. Dann geht es ums Ordnen von Liegegebliebenem in all den Jahren der Berufsanforderung. Aber irgendwann ist alles erledigt, und die Suche nach dem neuen Sinn stellt sich ein. Und will ich nicht nur so leben, dass ich mich auf der Flucht vor mir selbst wahrnehme, dann gilt es wahrlich, mir Ziele zu setzen: Entweder durch eigene Initiative, oder im geistlichen Sinn durch Anfrage an Gott, was jetzt für mich dran ist, oder auch in abklärenden Gesprächen mit anderen. Diese Klä-

rungsprozesse haben ja früher ähnlich stattgefunden, vermutlich nur mit anderen Inhalten. Heute kommt es dann zu der Frage, welche Aufgaben kann ich ohne das „Muss“ im Beruf übernehmen, so dass es anderen und mir gut geht? Wir brauchen eine Vorstellung davon, was wir aus den geschenkten Jahren machen. Dieses Fragen nach solchen Perspektiven war früheren Generationen nicht vergönnt.

Ganz sicher darf ich dabei bedenken, dass nicht mehr alles mit dem selben Kraftmaß wie in den früheren Jahren zu schaffen ist. Darum erscheint es mir sinnvoll, nach der Erreichbarkeit meiner Ziele zu fragen. Kleine Schritte sind zumeist hilfreicher als zu weit gesteckte Ziele mit Sprüngen erreichen zu wollen. Es geht ja auch mit Teilzielen, die ich mir setze, bei denen ich immer wieder Etappen überprüfe, ob es sich lohnt, dass ich diese Strecke so weiter fortsetze.

Kräfte einteilen

Die Einteilung der Kräfte, eine gesunde Lebensführung und vor allem der Einklang von Körper und Seele helfen dazu, mit sich und den Aufgaben harmonisch und sinnvoll umzugehen. Fal-scher Ehrgeiz, nicht loslassen können, gewisse Positionen nach meiner Meinung unbedingt einhalten müssen, dient mir und den anderen nicht. Den meisten unter uns ist es vergönnt, im eigenen, gewohnten Umfeld älter und alt zu werden. Vergleichsweise bedürfen nur wenige einer Hilfe von außen, noch weniger die Hilfe von stationären Einrichtungen. Aber auch das gehört zum Bedenken der Ziele, dass ich mich offen halte für Möglichkeiten der Hilfe. Sie erleichtern das Leben.

Für viele ist es die eigene Scheu, den Griff zum Telefon zu tun oder den Weg zum Beratungszentrum zu gehen. Und so schiebt man die notwendigen Kontaktaufnahmen immer vor sich her. Man müsste sich ja selbst eingestehen, dass man jetzt auf fremde Unterstützung angewiesen ist. Da ist es gut, wenn man genügend Ichstärke, eine eigene Identität entwickelt hat, um sagen zu können: „Jetzt ist es so!“ Deswegen ist man noch lange nicht unselbständig. Man nimmt sein

Leben mit neuen Erkenntnissen über sich selbst neu an. Und somit trägt man zu einem etwas sorgenfreieren Leben bei.

Entwicklungsschritte, auch Reifungsschritte, werden sehr häufig von den nachwachsenden Generationen wahrgenommen. Und sie beurteilen dann, ob man als ein ausgeglichener Mensch für sie ein Gegenüber ist, mit dem es sich lohnt, über Lebensherausforderungen im Gespräch zu sein.

Ganz unbefangen fragen da eher die Enkelkinder: „Oma, Opa, warum tust du das?“ - „Bei Papa und Mama wird immer auf dieses und jenes geachtet, aber bei dir darf ich etwas, was zu Hause verpönt ist.“ Da geht es nicht nur um Erziehungsfragen. Vielleicht ist es das Tischgebet, oder das Gespräch mit den Nachbarn, das, obwohl es um Auseinandersetzungen geht, in freundschaftlicher Atmosphäre vonstatten geht und nicht gereizt.

Vielleicht fragt das Kind auch nach Erfahrungen, wie ich meine Kindheit erlebte und ob ich mich oft unverstanden fühlte. Wie ich denn damit fertig geworden sei. „Und hast du auch mal was verpatzt? Was ist daraus geworden? Wurdest du bestraft oder wie ist das ausgegangen?“ Können wir da, ohne durch die rosarote Brille zu schauen, ehrlich von unserem früheren Zorn, unserer Unbeherrschtheit oder unseren Enttäuschungen sprechen und wie wir es lernten, barmherziger zu werden? Können wir ihnen etwas davon vermitteln, wie wir von der Menschenfreundlichkeit Gottes her unser Leben verstehen lernten, und dass wir daran noch weiter lernen? Und weil die Kinder ja noch aus ihrer Denkwelt heraus und mit ihrem Horizont fragen, können wir das Wesentliche unseres gewordenen Lebens schlicht und einfach beschreiben? Diese Schlichtheit drückt dann doch aus, dass das Gesagte zu unserem Leben gehört und kein Überbau ist, so, als müssten wir uns rechtfertigen um vor uns selbst und den anderen gut dazustehen.

Rechenschaft ablegen

Solch eine Rechenschaft über das eigene Leben hilft dann wiederum mir selbst, bewusster zu

leben und den Reifungsschritten nicht auszuweichen. Lernende bleiben wir ziemlich bis ans Ende unseres Lebens. Die Herausforderungen nehmen immer wieder ein neues Gesicht an. Wie lass ich mir helfen, und was trage ich selbst dazu bei, dass ich in Gottes Spur bleibe und mich formen lasse?

Im Begleiten von einer 95- und einer 87jährigen Dame höre ich vermehrt: „Das hätte ich mir vorher so nicht vorstellen können“ wie ich mich jetzt befinde. Ich muss doch noch viel lernen, um damit umgehen zu können. Auch diese Frage kann von den Enkeln kommen: „Oma, Opa, stirbst du bald?“ - „Hast du Angst vorm Sterben?“ Was antworten wir darauf? Die Herausforderung über diese Fragen nachzudenken, stellt sich ja nicht nur, wenn Kinder fragen. Lass ich diese Fragen auch sonst zu?

Ich weiß von mir, dass sich solche Fragen erst recht stellen, wenn ein naher Mensch vor einem abgerufen wird. Als mein Mann zum Sterben krank war, hatte er das Ziel, von Ostern her und auf Ostern zu leben. Nicht kalendarisch. Aber darauf vertrauend, dass wenn Jesus von den Toten auferweckt wurde, dass Gottes österliche Lebenskraft auch ihm gelten darf. In meiner Trauerzeit wurde dann für mich die Frage nach dem Glauben an die Auferstehung von den Toten sehr bedrängend. An Ostern hatte ich vorher nicht gezweifelt. Da handelt es sich ja um einen biblischen Befund. Aber kann ich in solch einem Vertrauen vom Leben Abschied nehmen und auf Gott hin mein Ostern glaubend annehmen, wie meinem Mann das geschenkt war? Mindestens ein halbes Jahr beschäftigte mich diese Frage. Und in Gesprächen mit anderen, erschienen mir die meisten Aussagen wohl als Theorie. Aber dann erschloss mir Gott bei meiner Tagesandacht einen Bibelvers: Psalm 17,15: „Ich will satt werden, wenn ich erwache an deinem Bild.“ Das war für mich eine Antwort: „Erwachen“ konnte ich verstehen als österliches Auferstehungserleben. Darin dann „satt werden am Bild Gottes“, das ist eine Perspektive, die mir tiefes Vertrauen ermöglichte. Auch wenn ich diesen Zuspruch Gottes wahrnahm, ich kann nicht für mich garantieren, dass ich in solch einer Haltung sterben

kann. Doch ich möchte darauf vertrauen, so wie Gott mich tröstete und mir eine persönliche Antwort zukommen ließ, dass Gott dafür sorgt, dass er mich nicht lässt.

Wenn Sie von Ihren Enkeln gefragt werden, bedarf es Ihrer persönlichen Antwort, nicht der meinen. Gott will uns helfen, persönliche Antworten zu finden und davon dann auch anderen etwas sagen zu können. Zu unserem Ziel darf gehören, trotz Sterbeweg, der manchmal sehr belastend ist, bei Christus anzukommen, bei ihm auf Dauer Heimat zu haben, und durch seine Liebe vertrauend leben zu können. Vertrauend, trotz Leiden und eventuellem Leben unter Schmerzen. Solch eine Auseinandersetzung will uns helfen, heute und jetzt sinnvoll zu leben.

Sinnstiftend ist nicht nur der Leistungseinsatz, nach dem wir in unserer leistungsorientierten Zeit oft den Wert beigemessen bekommen. Sinnstiftend ist auch die Lebensweise, die in unserem Leben wie ein roter Faden ablesbar sein kann. Dazu möchte ich ermutigen, bzw. einladen, diesen Fragen immer wieder nachzugehen.

Andere stützen

Dass es auch noch ganz konkrete sinnvolle Lebensaufgaben gibt, will ich nicht unerwähnt sein lassen. Alterszeit ist weiterhin schöpferische Zeit und nicht, wie ich es bei der Auswahl von Gratulationskarten zum 70. Geburtstag als Motiv vermehrt sah, eine Zeit, nur auf der Ruhebänk im Grünen zu sitzen. Was nehmen wir in unseren Kontaktfeldern wahr? Wie berühren uns Nachrichten und Informationen über notvolle Situationen anderer?

Sehen wir wie in gewissen Bereichen sich die kleine Zahl von Verantwortlichen abmühen die dringend auf Unterstützung angewiesen wären? Bewegen uns die Altersbilder von Menschen, deren Kraft sehr gering geworden ist, nur Angst auslösend, weil wir für uns selbst eventuell später einmal ähnlich schwach werden könnten? Oder lassen wir diese Menschen spüren, dass sie in ihrer Schwäche ebenso Geliebte Gottes mit einem wertvollen Leben sind, wie wir es für uns selbst in Anspruch nehmen? „Geschaffen

nach dem Bild Gottes“ heißt ja nicht, nur in guten Zeiten habe ich Würde und Wert bei Gott. Das darf für uns gelten, aber das sollten wir den Schwachen und Gebrechlichen immer wieder spiegeln.

Was gehen uns Missstände in unserer Gesellschaft an? Bei der letztjährigen ESF-Tagung wurden Wünsche für Themen angesprochen, die wir bei diesen unseren Tagungen behandeln sollten. Die Themen Zielorientiert leben sowie Gesundheit/Krankheit haben wir dieses Mal aufgenommen. Aber dringlich war auch davon die Rede, dass die Altersarmut wächst. Für viele Ältere erschwert diese Armut das Ziele setzen und die Lebensfreude. Und für die Zukunft werden nachfolgende Generationen noch mehr beschnitten. Was ist dagegen zu setzen, auch mit dem Gedanken der Generationengerechtigkeit? In unserem Sozialstaat gibt es gewisse Hilfen, doch solidarisch mit solchen zu leben, die aus Finanzgründen sich zumeist isolieren und zurückziehen, fällt uns nicht leicht. Ergreifen wir die Initiative, dass Veränderungen möglich werden?

Sagen und denken wir vielleicht, unser Beitrag ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein und bleiben darüber passiv? Schließen wir uns eventuell mit anderen Engagierten zusammen, um effektiver handeln zu können? Das dürfen gerne auch Organisationen sein, die nicht von der eigenen Kirchengemeinde initiiert wurden? Mit all diesen Anfragen spreche ich den sozial-diakonischen und gesellschaftsbezogenen Auftrag an, durch den wir mit unseren Gaben zu einer Sinn stiftenden Lebensführung beitragen können.

Die meisten Senioren, die sich in der nachberuflichen Lebensphase der neuen Chance öffnen, solche Zuwendung zum Menschen leben und sich engagieren, erfahren selbst darüber Sinn-erfüllung. Und die nachwachsenden Generationen leben davon, dass wir sie mit im Blick haben und nicht nur für uns selbst sorgen. Sollten die Begabungen jedoch auf anderen Gebieten liegen, so darf jeder kreativ sein, um herauszufinden, womit er Sinn stiftend auf die Herausforderungen unserer Zeit antworten will.

Muss das noch sein? Von der Auswahl des Wichtigen und der Lebendigkeit der Erinnerungen

Vom Seniorentag „Wenn der Glaube in die Jahre kommt“ des Landesverbandes Rheinland-Westfalen-Lippe des Evangelischen Seniorenwerks ESW-RWL haben wir in ESW-Informationsbrief 1-2012 bereits berichtet. Da das Panorama des Alters infolge der Verlängerung des kalendarischen Alters immer vielfältiger wird, gewinnen die Wandlungen, denen der Mensch innerhalb seiner Altersphase unterworfen ist, immer größere Bedeutung. In der Arbeitsgruppe von Superintendent i. R. Rolf Schießmann wurde diesen Veränderungen im durchlaufenen Alter nachgegangen. Gefragt wurde nach den Glaubenshilfen bei diesen Mutationen. Hier der Bericht aus Pfarrers Schießmanns Gesprächsgruppe: „Was ist im Alter anders geworden?“ Die Gedanken wurden beim genannten Seniorentag von ESW-RWL in der Johanniskirche Bonn-Duisdorf im Hermann-Ehlers-Haus entwickelt.

Voran gestellt sei ein Vorspruch Theresia von Avilas: „Einmal sprach der Herr voll Liebe zu mirin diesem Leben können wir nicht immer in demselben Zustand bleiben...“.

Ich bin 81 Jahre alt. Da sieht man das Leben wieder anders als mit etwa 71. Ich vermute: Je älter man wird, desto eher verringern sich beispielsweise die Zukunftsaussichten. Diesen Vorbehalt möchte ich machen, wenn ich darüber nachdenke, was im Alter anders geworden ist und auch die Einschränkung, dass in der Sache nur subjektiv geredet werden kann; denn jeder wird je nach Konstitution die Veränderungen womöglich anders sehen.

Beobachtungen im Alltag
Ich stehe morgens später auf und nehme mir

Zeit, das Frühstück vorzubereiten. Früher war da der Druck von Terminen maßgeblicher. Für das, was ich noch im Rahmen meines Berufes mache, habe ich jetzt viel mehr Zeit als vor meiner Pensionierung. Die brauche ich aber auch, weil bei mir vieles langsamer läuft, selbst das Nachdenken. Ich prüfe stärker, was ich schreibe. Fast habe ich den Eindruck, dass ich genauer geworden bin; jedenfalls frage ich mich mehr als einmal: „Stimmt das so?“ Früher konnte ich leichter fünf gerade sein lassen...

Ähnlich ist das, wenn ich das Haus verlasse. Früher bin ich einfach los gestürmt. Jetzt prüfe ich: Ist der Herd aus, ist das Fenster zu, sind die Lichter aus? Das hat mit der Vergesslichkeit zu tun, um die man weiß. Statt länger Urlaub zu machen, was ja eigentlich mehr brächte, neige ich jetzt zu kürzeren Reisen. Man möchte in der Nähe der Ärzte sein, die einen kennen. Ich nehme nicht mehr so gern viel Gepäck mit, weil mir besonders beim Einsteigen in Bus und Bahn schweres Gepäck zu mühsam ist. Sicher: Es gibt Transportdienste von Haus zu Haus, die ich aber noch nicht ausprobiert habe. Beim Radfahren macht mir besonders das Aufsteigen Mühe. Ich habe seit längerem ein Rad mit tief gelegtem Einstieg. Ich ertappe mich dabei, dass ich Treppen scheue und lieber Rolltreppen und Aufzüge benutze. Das Heruntergehen fällt mir besonders schwer. Aber meist fahren die Rolltreppen nur aufwärts. Das sind eben deutliche Anzeichen des zunehmenden Alters. Ich spüre die Knochen, die Arthrose.

Im seelisch-geistigen Bereich
Schon seit längerem ist mir ein deutliches Bewusstsein dafür da, dass ich sterben muss. Ich mache die Erfahrung des Begrenzt-Seins. Krankheiten werden als Vorzeichen des Todes empfunden. In jüngeren Jahren war das nicht so. Nicht, dass ich die Tatsache des Todes verdrängen will, aber es bewegt mich schon, dass jede Erinnerung an den Tod mich existentieller als sonst anrührt, wie neulich, als wir im Gottesdienst aus dem Lied „Der Mond ist aufgegangen“ die Strophe sangen: „Wollst endlich sonder Grämen aus



Im Seniorentags-Plenum stellen sich die Gruppenleiter (von links): Marianne Lewerenz, Willi Löhr, Moderator Harnisch, Autor Rolf Schießmann und Maria Krüger-Sprengel

Foto: Walter Neubauer

dieser Welt mich nehmen durch einen sanften Tod“. Da war dann auch der Gedanke an das „Wie“ des Sterbens präsent, was einem im Alter ja sowieso beschäftigt. Hinzu kommt, dass im Alter Menschen, die einem nahe sind, sterben. Das bekommt dann einen ganz anderen Stellenwert als früher.

Ich merke, dass ich heute gern auf Traditionen zurückgreife, die mir durch die Säkularisierung der Kirche verloren gegangen sind. Vor dem Einschlafen ist meiner Frau und mir eine geistliche Betrachtung wichtig geworden, auch das Gebet, überhaupt, dass wir etwas geistlich gemeinsam tun. Erfahrene Hilflosigkeit lässt, gerade wenn man religiös ist, stärker die Kraft bei Gott, bei Jesus zu suchen. Es verstärkt sich das Abhängigkeitsgefühl von etwas außer einem selbst. Ich habe ein stärkeres Gefühl dafür, dass ich Gott mein Leben verdanke und möchte diese Dankbarkeit auch ausdrücken.

Mein Beruf brachte es mit sich, dass ich viel erlebt habe. Mein Interesse an Kultur, Bildung, neuen Angeboten ist zwar weiterhin vorhanden, aber ich frage mich jetzt öfters: Musst du wirk-

lich in diese Veranstaltung, in dieses Konzert gehen? Ich treffe stärker eine Auswahl, was ich noch besuchen will. Ich brauche meine Ruhe, Zeit zum Nachdenken. Ich muss nicht unbedingt abgelenkt werden. Ich muss nicht unbedingt etwas unternehmen.

Ich habe früher viele Familiengottesdienste gehalten, die sehr bunt und lebendig waren. Heute liebe ich eher Gottesdienste, die mir innere Besinnung geben. Auch bin ich auf Predigten aus, die meine Situation als alten Menschen berühren. Mir wird beim Gottesdienst auch wichtig, dass ich den Prediger gut hören, die Liedblätter gut lesen kann, dass ich wenigstens einige Lieder gut kenne. Schließlich, wenn es nach dem Gottesdienst Kaffee gibt, frage ich mich: Werde auch ich an einen Tisch gebeten oder lässt man mich als älteren Menschen, unangesprochen, einfach nach Hause gehen?

Vergangenheit und Zukunft

Ich schreibe derzeit Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Arbeit auf. Auf diese Idee wäre ich vor Jahren gar nicht gekommen. Es ist überraschend, wie lebendig und oft auch aktuell

die zurück liegenden Ereignisse für mich werden, so dass ich nach solchen Aufzeichnungen manchmal schlecht einschlafen kann. Es ist auch so, dass ich nachträglich das Erlebte neu sehe und bewerte. Solche Rückblicke erlebe ich als konstruktiv.

Ich bin in Köln geboren und aufgewachsen und mit dem Schicksal der Stadt ziemlich verbunden. In letzter Zeit ist das Bedürfnis stärker geworden, meine Heimatstadt zu sehen und durch bekannte Straßen und Geschäfte zu gehen. Natürlich nehme ich wahr, dass die Stadt sich verändert, aber die Geschichte dieser Stadt bleibt für mich dennoch immer im Hintergrund. Auch bei Urlaubsreisen ziehe ich vertraute Orte vor. Früher wollte ich immer etwas Neues, Anderes.

Aber auch das, was einem im Alter bevorstehen kann, geht mir durch den Kopf. Schon vor Jahren habe ich mir darüber Gedanken gemacht, ob ich in ein Seniorenheim gehen möchte, auch wenn ich meine vier Wände zuhause schätze. Dabei spielte bei mir eine Rolle, wie ich mich vielleicht in einem Heim einbringen, dort eine Aufgabe wahrnehmen könnte. Das Gefühl, auch noch im Alter gebraucht zu werden, ist eben doch noch da. Ebenso frage ich mich, ob ich noch meine eigenen Erfahrungen sinnvoll weitergeben kann. Diese Gedanken sind heute anders als in den Zeiten, in denen ich noch aktiv im Dienst stand.

Ich habe Kinder und Enkel. Das ist im Alter eine zusätzliche Hilfe, an die Zukunft denken zu müssen, indem ich nämlich an die Zukunft der Kinder denke. Das macht zukunfts offen. Im Blick auf die Kinder: Könnte es sein, dass man im Alter verständnisvoller, geduldiger wird? Könnte es sein, dass einem Fanatismus und Ideologie zunehmend zuwider sind? Ich erwähne noch eine negative Eigenschaft von Pensionären: Sie nörgeln in meinem Bereich über die Art, wie heute Gemeinde gemacht wird. Das kennen Sie wohl aus Ihrem ehemaligen beruflichen Bereich. Diese oft wenig selbst-

kritische Art führt leicht zu dem Urteil, dass früher alles besser gewesen sei, was ja sicher nicht stimmt. Selbstkritisch frage ich auch, ob ich als älterer Mensch, wie viele um mich herum, womöglich auch keinen direkten Gottesbezug habe, ohne es mir einzugestehen? Prüfe ich, ob mich mein Glaube wirklich zukunftsfähig macht?

Vielleicht können Sie an die drei Punkte Alltag, seelisch-geistiger Bereich und Zukunftshorizont anknüpfen, wie diese drei Momente sich für Sie im Alter verändert haben.

Engagierte Bildungsar- beiterin Doris Franz mit viel Einsatz- freude aus Team verabschiedet

Zwanzig Jahre lang war ESW-Mitglied Doris Franz in der Seniorenarbeit der Evangelisch-methodistischen Kirche aktiv. Sie hat mit den Sekretären Traugott Bäuerle, Erich Mammel und Erwin Ziegenheim zusammengearbeitet, zahlreiche Seniorenfreizeiten und -seminare geleitet, war als Mitglied des zentralen Teams tätig, hat über die Evangelisch-methodistische Kirche hinaus viele wichtige Kontakte gerade auch zum ESW geknüpft. Es ist kaum möglich, alle Dienste, die Doris Franz über die Jahre hinweg im Großen wie im Kleinen getan hat, aufzuzählen.

Ende letzten Jahres wurde Doris Franz aus dem Senioren-Leitungsteam verabschiedet. Das Team selbst, sowie einige Wegbegleiter aus den 20 Jahren Seniorenarbeit, kamen aus diesem Anlass zusammen, um den Abschied mit einem guten Essen, froher Gemeinschaft und so manchem Ausflug in vergangene Seniorenarbeits-Jahre zu begehen.

In einigen Bereichen wird Doris Franz der kirchlichen Bildungsarbeit erhalten bleiben; so hat sie sich bereit erklärt, die Beauftragung für Seniorenarbeit in der Region Stuttgart weiterzuführen.

Auch die Redaktion der „Horizonte“, der Arbeitshilfe für Ältere in der methodistischen Kirche, will sie weiterhin übernehmen. Die leitenden Persönlichkeiten gaben ihrer Freude Ausdruck, dass der Kontakt weiter besteht und wünschten Doris Franz viel Gesundheit und vor allem Gottes reichen Segen bei allem Tun und Lassen.

Heimkehr nach Wendepunkten ERF-Radiosendung des ESW zu Entwicklung und Reifung

Die jüngste Radiosendung des ESW im Evangeliums Rundfunk ERF unter der Sende-Regie von Dr. Horst Marquardt und ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl handelte von den Entwicklungsschüben im menschlichen Leben, von Krisen und deren Überwindung. Tenor der gesendeten Beiträge zur Entwicklung in Kindheit, Erwachsenenalter und Alter war die Erkenntnis, dass die Bewältigung von Aufgaben und auch von Krisen zur Reifung führen. Ziel menschlichen Lebens ist die Heimkehr nach vielerlei Wendepunkten im Leben in das Reich Gottes.

Der Hamburger Psychologe Dr. Harald Frey beleuchtete anhand von Erik Eriksons Entwicklungspsychologie die Aufgaben von Kindheit und Jugend. Alle Phasen in dieser Zeit verlaufen aber individuell unterschiedlich. Im ersten Lebensjahr erfolgt die wesentliche Entwicklung des Gehirns. Vertrauen der Bezugspersonen werden wohltuend erlebt, jedoch erfolgt durch deren Entfernen auch Misstrauen. Wichtig sei, dass das Vertrauen das Misstrauen überwiege. Das Kleinkind wird zunehmend unabhängig von seinen Betreuungspersonen. Diese Selbstständigkeit ist zu unterstützen, gleichwohl ist das Kind noch zu behüten. Erstmals sind Grenzen zu setzen. Eine schwierige Phase folgt mit der Pubertät im späten Kindesalter, wenn sich Kontakte zur Welt außerhalb der Familie entwickeln. Die äußeren

Impulse, denen das Kind ausgesetzt ist, sollen genau beobachtet werden. Mit dem Kind ist darüber zu sprechen. Auch die zunehmende Selbstständigkeit der Heranwachsenden in Jugend und Adoleszenz benötigt die elterliche Begleitung. Oftmals müssen die Jugendlichen in Ruhe gelassen werden; sie dürfen aber nicht allein gelassen werden. Sie sollen nicht eingeeignet werden, sind im Gebet zu begleiten.

Als Erwachsener neu geformt

Die Reifung im Erwachsenenalter behandelte Liesel Pohl aus Hamburg in ihrem Beitrag für die ERF-Sendung. Lebenslang reife der Mensch. Die Autorin berichtete von einer jungen Frau, die meinte, ausgereift zu sein. Aber neue Erfahrungen prägten sie weiterhin neu. Eine 50jährige sah ihr Leben hingegen von ständigen Herausforderungen charakterisiert. Ob neue berufliche Orientierungen oder die Selbstständigkeit der Kinder, alles habe überdacht werden müssen und die Persönlichkeit neu geformt. Man müsse sich hierbei auch von anderen helfen lassen. Dann könne man sein Leben in Verantwortung vor Gott führen aber auch darauf vertrauen, dass Gott einem bei neuen Aufgabenstellungen helfe.

Reifungskrisen prägen Liesel Pohl zufolge die Persönlichkeit weiter und lassen sie wachsen. Gelingen vieles zu leicht, reife der Mensch eher weniger. Damit man über Problemen und Konflikten nicht verbittere, solle man mit anderen Menschen stets im Gespräch bleiben. Wendepunkte ließen die Menschen ihr Leben neu und anders gestalten. Gott gebe dann die Chance, sich zu ändern. Wesentlich seien Treue, Einordnungsfähigkeit, Beziehungspflege und Engagement. Mit den erworbenen Fähigkeiten sei auch das höhere Alter zu meistern.

Tod nicht letztes Wort

Über die Reife im Alter sprach Dr. Günther Freytag aus Göttingen. Im Alter gewinne der Mensch an Freiheit. Diese Freiheit soll nicht zu Stillstand führen. Vielmehr dürften Erfahrungen weiter gegeben werden, wobei dies ohne Machtanspruch erfolgen soll. Wenn man im Alter unter

Gottes Führung weiter wachse und gedeihe, durchlebe man diese Phase sinnerfüllt. Wesentlich werde Gelassenheit. Es stelle sich die Aufgabe, anderen zu helfen und einen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung zu leisten. Schwere Lasten, Erkrankungen und Leid seien mit Geduld und Tapferkeit tragbar. Gott mute den Menschen nicht mehr zu, als sie tragen könnten. Ziel sei es, sich in die Arme Gottes hinein zu begeben.

In der Hospizarbeit haben Dr. Freytag zufolge viele Christen erfahren, dass das Sterben zum Leben gehört. Das Leben führt zur Ewigkeit hin, weil Christus dem Tod die Macht genommen hat. Das Leben werde nicht durch den Tod abgebaut, sondern der Tod führe zum wahren Leben. Um in diesem Sinn heimkehren zu können, müsse man zuvor Weltliches ordnen. Dazu gehört es, Missverständnisse zu beseitigen und seinen Lebensgefährten Versöhnung anzubieten.

Leserbrief:

Wertvolle Zeitschrift Anderweitig wenig fündig

Die Vielfalt der Inhalte des ESW-Informationsbriefs begeistert die Leserschaft immer wieder. Deshalb wird dem Mitgliederorgan des ESW eine größere Verbreitung gewünscht. Das ESW-Mitglieder-Ehepaar Prof. Dr. Heiko Hörnicke und Christel Hörnicke aus Stuttgart schrieb unter dem 5.1.2012 an die Redaktionsleitung in diesem Sinne das Folgende.

„Lieber Herr Witterstätter, heute kam Nummer 71 der ESW-Zeitschrift. Sie liefern ja Schlag auf Schlag, dass man kaum mit dem Lesen nachkommt. Wir bewundern Ihre Produktivität. Sie bringen Informationen, zu denen wir in unserem Umfeld kaum Zugang haben. Herzlichen Dank dafür. Es ist schade, dass diese wertvolle Zeitschrift doch nur einem begrenzten Leserkreis zugänglich ist. Das ist leider so. Wir stellen fest, dass zum Beispiel die BAGSO-Nachrichten, die

ja auch für Ältere und für die Seniorenarbeit wichtig wären, im Großraum Stuttgart in keiner Bibliothek vorhanden sind, auch nicht bei den landeskirchlichen Bibliotheken. Wir erhalten sie aber kostenlos in unserer Apotheke. Und dass sie in Kirchengemeinden weitgehend unbekannt sind. Wir hoffen, dass Sie Ihre segensreiche Redaktionsarbeit noch lange fortsetzen können. Mit guten Wünschen für das Neue Jahr Heiko und Christel Hörnicke“.

Leserbrief:

Voll guter Themen Infobrief verdient Dank

Unser Leser Reinhold Kilp aus Nastätten oberhalb der Loreley, dessen Zuschriften wir bereits mehrfach veröffentlicht haben, würdigt in folgendem Leserbrief die Arbeit des Evangelischen Seniorenwerks und seines Informationsbriefs. Zugleich regt Pfarrer i. R. Kilp eine stärkere Kommunikation unter der Leserschaft der ESW-Infobriefe an, zu der wir noch an anderer Stelle mit der Adresse Reinhold Kilps aufrufen. Im Leserbrief von Pfarrer Kilp lesen wir das Folgende.

„Liebe Frau Heinecke! Für die wundervollen Blumen und die Schriftgrüße zu meinem Geburtstag habe ich mich wohl noch nicht bedankt. Hiermit möchte ich es tun bzw. nachholen: Ich habe mich sehr darüber gefreut!

Die letzten ESW-Informationsbriefe sind ja so voll mit guten Themen und Artikeln, die alle eine Antwort verdient hätten und Dank dazu! Mit meiner ‚Schriftstellerei‘ wäre ich schnell am Ende, darum kann ich nur einzelne Artikel oder Worte herausgreifen und ein paar Gedanken dazu schreiben. Ein sehr guter Beitrag betraf Erasmus von Rotterdam, der leider heute in der Politik so wenig Beachtung findet, wenn es auch in der Zeit von Martin Luther und Wilhelm Nesen zu ihm Differenzen gab. Oder: Eigentlich ist es bedauerlich, dass eine Vereinigung wie das ESW von außen die Kirche da-

rauf hinweisen muss, was in der Altenarbeit zu tun ist. Ich denke, es wäre eine selbstverständliche Aufgabe in jeder Gemeinde, Angebote und Einladungen zu einer Seniorengruppe als ständiges Programm zu haben. Oder: Schon bin ich wieder bei meinen alten Sorgen und Verlust Erfahrungen, denn eine große Kirchengemeinde ist geraume Zeit wieder ohne Pfarrer. In meinen Ruhestandsjahren habe ich nun schon sechs verschiedene Amtsinhaber erlebt. Aber keiner wollte sich um eine Seniorengruppe bemühen. Oder weiter: Eine Kultur des Alters zu entwickeln und zu pflegen, das geht nun einmal nicht ohne Gruppe oder Gemeinschaft. Oder zur Dynamik im Alter, ein Wort aus einem Artikel. Ist davon noch etwas bei einem alten Menschen vorhanden, dann darf sie nicht übersehen oder gebremst werden. Dazu gehörende Voraussetzungen müssen natürlich vorhanden sein und sollten weder von Familienangehörigen noch sonstigen Personen gebremst werden.

Oder aber: Es ließen sich Kontaktmöglichkeiten im ESW-Infobrief an Mitglieder und Freunde mittels Brief oder Telefon anbieten, damit keine Einsamkeit im Alter entsteht. Ich denke, dass Alleinstehende auch auf diesem Weg etwas Hoffnung schöpfen könnten und ihren ganz normalen Alltag befriedigend füllen könnten. Geben Sie diesem letzten Thema etwas Raum und Zeit! Es war ein Gedanke am Schluss, verbunden mit einem herzlichen Gruß, Ihr Reinhold Kilp."

Himmelsmusik

Welch listiges Lied würde erklingen, könnte ich pfeifen auf meine Fehler und in den höchsten Tönen lachen über meine Unvollkommenheit.

Welch lustiges Lied würde zum Himmel steigen - und die Engel tanzten dazu.

Tina Willms

Für Sie gelesen...

...von Hans Steinacker

„Wir können das Wort ‚Gott‘ aufrichten“
Ein Lesebuch von Gottesgedichten der letzten 60 Jahre legen zwei sachkundige Herausgeber vor. Sie bereiten uns damit eine schöne Leseüberraschung, der sie ein Zitat von Martin Buber voranstellen: „Wir können das Wort ‚Gott‘ nicht rein waschen, und wir können es nicht ganz machen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt, wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten.“ In dieser faszinierenden Anthologie haben sie nach diesem befleckten Wort gesucht, es aus der Gosse gezerrt und auch in einordnenden Vor- und Nachworten gedeutet. Aber man braucht diese Herausgebertexte nicht, so hilfreich sie für manche Leser sein mögen. Die Gedichte sprechen für sich selbst: Von Sehnsucht nach dem Gott, der kein ferner, kein Strafgott, kein Allmachtsgott ist. Er ist nicht verfügbar, entzieht sich jeder Bestätigungsprosa, dem süßen, verzweckten Kitschjargon. Es sind Texte aus der Gottesferne, den Psalmen ähnlich, die Sehnsucht und Hoffnung ahnen lassen. So wie Ernst Jandels „an gott“: „...indes vielleicht eines tages werde einfach gott wieder da sein, und gar nichts gewesen dazwischen...“ Wer glaubt und liest, und wieder liest, für den ist dieses Buch eine Wegmarke. Er sieht Gott durch die Poesie dieser Gottesgedichte, wie paradox, etwas näher und ferner zugleich.

Karl-Josef Kuschel/Helmut Zwanger Hg.:
Gottesgedichte. Ein Lesebuch zur deutschen Lyrik nach 1945. 232 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen. Verlag Klöpfer & Meyer. 22,-- Euro

Zurück zu den Wurzeln

Ein bekanntes US-Nachrichtenmagazin platzierte John Howard Yoder unter den hundert wichtigsten Theologen der Gegenwart auf Platz fünf. In seinem jetzt in deutscher Sprache vorliegenden Buch zeigt Yoder, wie Abendmahl, Taufe, ethische Entscheidungsfindung, Gabenvielfalt und

Redefreiheit als zentrale Lebenswirklichkeiten das geistliche Leben der frühen Kirche bestimmt haben. Es sind von der Patina der Jahrhunderte überlagerte Konkretionen eines christlichen Lebenszeugnisses, das zum zeichenhaften Handeln in dieser Welt gehört. Yoder, bei dem man von dem Erbe der „linken“ Friedenskirchen spürt, will diese uralten Lebensäußerungen für das gesellschaftliche Zeugnis der Kirche wieder gewinnen. So plädiert er dafür, die Praktiken der Gemeinde und ihre Riten als Vorbildhandlungen für die öffentliche Ethik zeichenhaft zu leben: Das Abendmahl als angebotene Teilhabe aller an der göttlichen Brotversorgung und somit gelebte Sozialordnung der Solidarität; die Taufe als Einverleibung in die neue Menschheit der Gleichwertigen durch Christus; die „Regel Christi“ (Mt 18) als Modell und Grundlage der Vergebung und Wiederherstellung im menschlichen Zusammenleben; die Entdeckung der „Regel des Paulus“ (1. Kor. 12-14) als Basis für demokratische Versammlungen; die Universalität der Gnadengaben als Arbeitsteilung und Chance für die Mitarbeit aller zu leben. Ein prophetisches Buch, das durch seine präzise Knappheit besticht und auch von Nichttheologen erfasst werden kann. Es provoziert die Frage nach der Wirkkraft des Evangeliums in der heutigen Gesellschaft.

John Howard Yoder. Die Politik des Leibes Christi. Als Gemeinde zeichenhaft leben. 143 Seiten, kart., Format 13,5 x 21 cm. 14,90 Euro. Neufeld-Verlag

...von Kurt Witterstätter

Brüchiges Ende

Das Buch „Leben in begrenzter Zeit“ von Meinolf Peters behandelt mögliche Sinnkrisen im hohen Alter bei heran nahendem Lebensende. Der Konflikt zwischen der heute lange durchhaltbaren souveränen Lebensgestaltung und der Bewusstwerdung von Brüchigkeit und Endlichkeit sollte zu einer versöhnlichen Identitätsfindung und zur Beschränkung auf kleine, nahe liegende Aufga-

ben führen. Der geläuterte alte Mensch möge seine Lebenspraxis vor Ort gelassen bewerkstelligen. Er kann sich im Diesseits ethisch verorten, weil er sich fürs Jenseits nicht mit letzter Sicherheit metaphysisch zu definieren vermag. Im Kapitel „Altern in heutiger Zeit“ wendet sich der Autor der aktuellen Alterskohorte zu, der die religiöse Bindung in Gottgeborgenheit nur noch teilweise hilft. Selbst die Religionsgebundenen können bei extrinsischer, an einen strafenden Gott glaubender Religiosität scheitern. Die intrinsische religiöse

Motivation zu einem gnädig annehmenden Gott führe indes zu einem gelingenden Alter mit Selbstbescheidung, Anerkennung der Fragmentarität des Lebens und spiritueller Transzendenz mittels Religiosität, Natur und/oder Musik. An Beratungsbedarfen werden thematisiert Positionsverluste, Paarkonflikte, Wohnungswech-

sel, pflegerische Aufgabenerfüllung, Traumata, Depressionen, Ängste, Krankheiten und Heimübersiedlung. Gerade kirchliche Sozialberatung erweist sich hier im Sinne sozialen Case-Managements hilfreich. Meinolf Peters' „Leben in begrenzter Zeit“ ist eine große Hilfe für das loslassende Durchlaufen der Lebensendzeit. Mit hoher Sensibilität bietet sich der Autor als erfahrener therapeutischer und mitmenschlicher Ratspender an.

Meinolf Peters: Leben in begrenzter Zeit. Beratung älterer Menschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011. 160 Seiten. ISBN 978-3-525-67011-8. 16,95 Euro



Engel ohne Flügel

Ein Epos informeller Beziehungen aus dem ober-schwäbischen Bodenseegebiet legt Martin Walser in seinem jüngsten Roman „Muttersohn“ vor. Im Zentrum stehen der patienten-zuge-wandte Psychiatrie-Krankenpfleger Anton Parcival Schlugen, genannt „Percy“, und seine Mutter Josefine „Fini“, die ihn jungfräulich em-pfangen haben will. Auch sonst ist der neue, wiederum bitter-ironisch humorvolle, 500 Seiten starke, mit vielen Stilmitteln als literarische Colla-ge arbeitende Walser neben dieser unbefleckten Empfängnis von christlichen Bildern durchsetzt. Percys Psychiatrie-Chef Feinlein als „Vater“, der sensible Percy als „Sohn“ und der überflüssige Literatur schreddernde Pater Innozenz als „Heili-ger Geist“ bilden die Trinität. Sie gründet am Ende mit dem russisch-stämmigen Schweizer Modest Müller-Sossima eine Musiker-Nach-wuchsstiftung. Dieses christlich-katholische Ambiente Oberschwabens wird vervollständigt durch Reliquien-Verehrung, mittelalterliche Mys-tik und Marien-Wallfahrten. Als Feinlein die Mon-stranz mit der Heilig-Blut-Reliquie (Kloster Wein-garten grüßt) an sich nimmt und der „dunkle“ Held Ewald Kainz suizidiert, gerät die fromme Bodensee-Idylle in Schiefelage. Feinlein wird als Rentner-Bettler von Jugendlichen erschlagen, Lichtgestalt Percy (ein „Engel ohne Flügel“) von Motorrad-Rockern um „Marlon“ Kainz abge-knallt. Dennoch strahlt Walsers leuchtende Trias um Glaube, Kunst und Psychiatrie unerschütter-liches Gottvertrauen aus. Als großer gegenwarts-naher christlicher Roman mit geistesgeschicht-lichen Ausflügen und zeithistorischen Aperçus (Homosexualität, Radikalenerlass, Ganzheitlich-keit gegen Chemiekeule) lesenswert (vgl. auch Martin Hussongs Würdigung Walsers zu seinem 85. Geburtstag in diesem Infobrief).

Martin Walser: Muttersohn. Roman. Reinbek: Rowohlt 2011. 505 Seiten. ISBN 978-3-498-07378-7. 24,95 Euro

Ein anderer werden

Gegen mundgerechte Vereinfachung schreibt Holger Noltze in seiner Untersuchung über Medienkonsum „Die Leichtigkeitslüge“ an. Das



Verständnis von Kunst setzt eben Konzentration und Ruhe voraus. Über täglicher Routine sei das kaum zu ge-winnen. Die Vernied-lichung der Kunst-werke in biografische Häppchen über die Kunstheroen genüge nicht. Insofern sieht der Dortmunder Äs-thetik-Professor Noltze hier Parallelen zur Religion: Auch nicht jeder Pfarrer empfinde bei jedem Abendmahl die Un-

geheuerlichkeit des Vorgangs. Tägliche Routinen stoßen aber nicht zum Kern vor. Schon Schiller habe in seiner „ästhetischen Erziehung“ gewusst, dass es zur Ausbildung des Empfin-dungsvermögens des Weges „zu dem Kopf durch das Herz“ bedarf. Gerade Musik, die aus Alltagszwängen befreie und von Zumutungen enthebe, verändert das Leben, lässt Neues sehen und befreit. Man wird ein anderer. Da gibt es durchaus Parallelen zum Glauben. Ohne An-strengung und Kampf gegen die Verblödungs-spirale gibt es aber keine tieferen Zugänge. Ein lesenwertes Buch über unseren derzeitigen Kulturbetrieb.

Holger Noltze: Die Leichtigkeitslüge. Über Musik, Medien und Komplexität. Hamburg: Körber-Stiftung 2010. 294 Seiten. ISBN 978-3-89684-079-0. 18,-- Euro

Nicht bis zur Erschöpfung

Für die Großeltern-Generation ist das nicht un-wichtig: Unter Erschöpfungszuständen leiden vor allem Frauen der mittleren (Sandwich-)Genera-tion. Hilfen bei solchem Burnout will Sigrid Engelbrecht in ihrem bei Herder (Kreuzverlag) erschienenen, 160seitigen Buch „Das Anti-Burnout-Buch für Frauen“ geben. Die als Verhal-tenstrainerin couchende Autorin arbeitet mit vie-

lerlei Rastern und Check-Listen, um den unter Erschöpfung leidenden Frauen in ihrer Dreifach-Belastung Mutter-Berufstätige-Haushaltsführende Hilfestellungen zu geben. Der Selbstbeobachtung dienen 50 körperliche, mentale und psychische Merkmale, die aufsummiert die Parameter Vorsicht, Signal und Alarm anzeigen. Als Hilfen werden Prioritätenlisten (Top Five), Aufgaben-Delegation, Nein-Sagen, Abstands-Marker, aber auch ausgleichende Positiverlebnisse wie bereichernde Kontakte und Naturerlebnisse benannt. Auch diese Selbsthilfen werden in bilanzierbare Punktwerte umgemünzt. Ein noch stärkeres Eingehen auf das Helfersyndrom bei Trägerinnen sozialer/medizinischer Berufe ist denkbar. Sigrid Engelbrecht: Das Anti-Burnout-Buch für Frauen. 160 Seiten. Freiburg: Herder (Kreuzverlag). ISBN 978-3-451-61014-1. 14,95 Euro.



Altgriechisches Osterfest Barrierefreies Reisen mit Körperbehinderten-Selbsthilfe

Reisen ist schön. Allerdings sind die Hürden bei einer körperlichen Behinderung oft sehr hoch. Trotzdem gibt es zahlreiche Möglichkeiten, die Welt kennen zu lernen. Egal ob Sommerurlaub am Strand, Städte- oder Kulturreisen, der Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter BSK hat jetzt den neuen Katalog „BSK-Urlaubsziele 2012“ mit Gruppen- oder Individualangeboten herausgebracht.

Ein absoluter Höhepunkt ist die Gruppenreise zum griechischen Osterfest im April. Auf dieser Erlebnisreise entdecken die Teilnehmer viele traditionelle Bräuche und feiern Ostern, wie es in Griechenland üblich war und ist.

Badefreunde finden im Angebot Urlaubsangebote auf Mallorca, Teneriffa oder Lanzarote, wohingegen Städteliebhaber Budapest erkunden können. Auch Schottland steht auf dem Programm. Neben Gruppenreisen, die von erfahrenen Reise-Assistenten begleitet werden, sind auch jede Menge Individualreisen im Angebot. Unter anderem in Deutschland, Italien, Spanien, Griechenland oder Tunesien, sowie Kur-Reisen in Ungarn. Selbst eine individuelle Reise durch die USA mit einem behindertengerechten Auto oder Handbike-Touren für Rollstuhlfahrer werden angeboten.

Alle Reisen werden vom BSK oder von Kooperationspartnern organisiert. Bei Flugreisen erfolgt der Transport vor Ort in barrierefreien Bussen. Auch Strände und Badeplätze sind vielerorts speziell für Rollstuhlfahrer geeignet. Diese Reisen sind also durchaus auch eine Möglichkeit für Schwerstbehinderte, dem grauen Alltag zu entfliehen.

Die Reiseangebote sind im Vorfeld getestet, so dass das BSK-Reiseservice-Team professionelle

Beratung und Unterstützung anbieten kann. Organisiert wird der gesamte Reiseablauf von der An- bis zur Rückreise mit barrierefreien Unterkünften sowie mit der Vermittlung gut ausgebildeter Reise-Assistenz.

Der aktuelle Katalog „BSK-Urlaubsziele 2012“ kann gegen Zusendung eines adressierten und mit 1,45 Euro frankierten DIN A 4-Rücksendumschlags angefordert werden unter: BSK Service GmbH, Reiseservice, Altkrautheimer Straße 20, 74238 Krautheim. Weitere Infos im Internet unter www.reisen-ohne-barrieren.eu

Aufbruch wagen Deutscher Katholikentag in Mannheim

Der 98. Deutsche Katholikentag findet vom 16. bis 20. Mai 2012 unter dem Motto „Einen neuen Aufbruch wagen“ in Mannheim statt. Die katholischen Mitbrüder und Mitschwester möchten an den fünf Tagen in der badischen Quadratestadt aufbrechen zu

- einer zukunftsfähigen Kirche,
- einer Kultur der Gerechtigkeit,
- einer Kultur des Lebens und
- einer Kultur der Verantwortung für das Gemeinwohl.

Zwölf Zentren befassen sich unter anderem mit Themen wie Integration, Dialog, den Generationen sowie mit Musik, Kunst und Kultur. Weitere Informationen unter 98. Deutscher Katholikentag Mannheim 2012, Postfach 100806, 68008 Mannheim, Tel. 0621.76440220, Internet www.katholikentag.de

Mäuse für Mäuse Kunst dient zur Geldbeschaffung

Im Rahmen einer Ausstellung in der Ludwigshafener Friedenskirche zur Passionszeit, die dem religiösen Schaffen des Künstlerehepaars Barbara und Gernot Rumpf gewidmet war, wurden 2 neue Bronzeplastiken vorgestellt. Das Ehepaar Rumpf das in einem Ort in der Nähe von Neustadt a.d. Weinstraße sein Atelier hat und auch weit über die Grenzen der Pfalz hinaus bekannt ist, hat zwei Kirchenmäuse in Bronze gegossen die exklusiv vom Förderkreis der Friedenskirche angeboten werden um den Erhalt der Kirche zu sichern.

Die beiden Mäuse haben eine limitierte Auflage von jeweils nur 25 Exemplare.

Die Mäuse sitzen auf dem Rücken eines Gesangsbuches und die „evangelische“ hat auf dem Rücken eine Weinbergschnecke und die „katholische“ eine Mitra papalis Schnecke. Stellt man beide Kunstwerke genau nebeneinander bilden die beiden Mäuseschwänze ein Herz.



Der Preis für die Mäuse liegt bei jeweils 630,-- Euro.

Für eine Bestellung oder weitere Informationen wenden Sie sich bitte an den Förderkreis Friedenskirche Ludwigshafen e.V. Herrn Manfred Storck Tel.: 0621.52 37 54 oder schauen Sie auf der Seite der Friedenskirche im Internet unter www.Veranstaltungen-Friedenskirche.de vorbei.



Diakonie 
**Evangelisches
Seniorenwerk**



Bundesverband für Frauen
und Männer im Ruhestand e.V.

ESW-Geschäftsstelle
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Telefon 0711-21 59-137
Fax 0711-21 59-550

Antrag auf Einzel-Mitgliedschaft im **EVANGELISCHEN SENIORENWERK**

Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

Name / Titel _____

Vorname _____

Beruf _____

Geburtsdatum _____

Anschrift _____

Telefon _____

Fax _____

E-mail _____

Der Jahresbeitrag beträgt ab 01.01.2006

Einzelperson 30 €

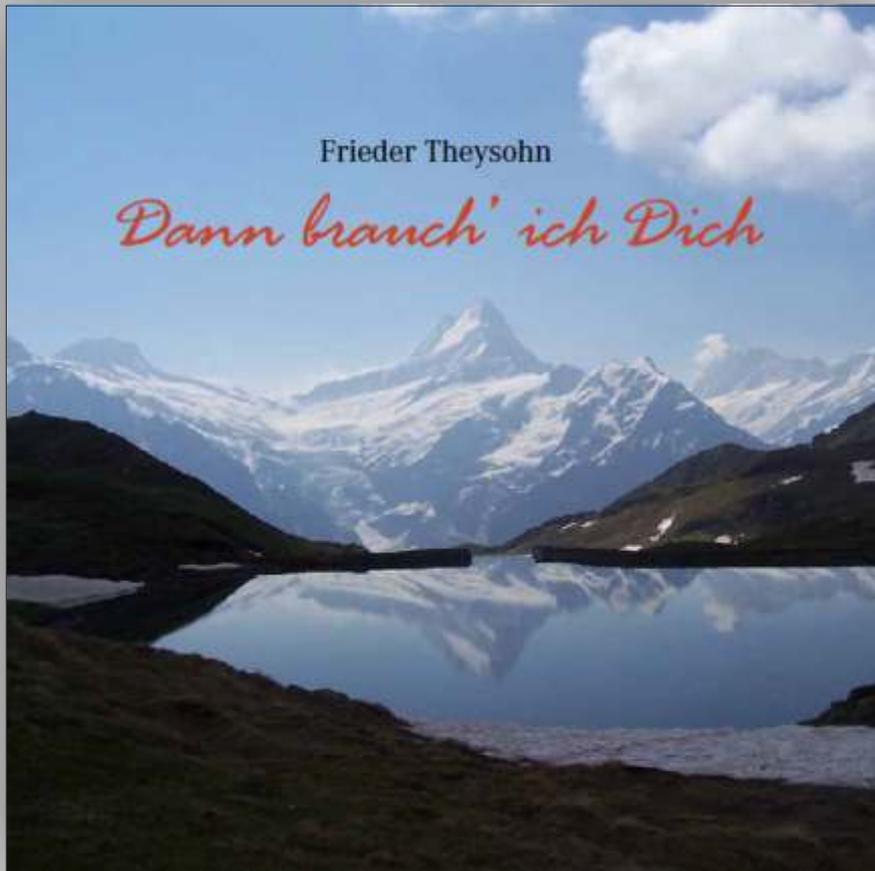
Ehepaar 35 €

(bitte Zutreffendes ankreuzen)

Ort, Datum

Unterschrift

- Dieser Antrag gilt für eine Person.
- Ehepartner, die ESW-Mitglieder werden wollen, bitte einen extra Antrag (Kopie der Vorlage) ausfüllen.
- Ehepartner und Freunde können als Gäste alle ESW-Angebote nutzen.
- Jedes Mitglied erhält einen Mitgliedsausweis sowie vierteljährlich den ESW-Informationsbrief und je nach Bedarf weitere Informationen.



*Frieder Theysohn. Dann brauche ich Dich.
Krankenbett 2007. Evangelisches Seniorenwerk,
Seiten
Zweite Auflage*

*Gedichte aus dem
Stuttgart 2011, 48*

Drei Jahre nach seinem Tode sind wir so weit, Frieder Theysohn, zu erfüllen, Gedichte, die er Krankenzeit geschrieben hat, zusammen mit veröffentlichen.

Frieder Theysohn hatte auch eine musische komponiert und Gedichte hat er auch schon seinem Vorwort bringt Kirchenpräsident Schad welcher Quelle das gleichermaßen engagierte einnehmende Wesen von Frieder Theysohn harten Wirklichkeit des Todes zu stellen, aber den Triumph des letzten Wortes zu gönnen, Frieder Theysohn geprägt.“ Seine Gedichte Transparente, durch die diese Überzeugung durchscheint, auch wenn seine Freude an der seine Lust sich auf Abenteuerreisen unübersehbar ist.

Gegen eine Spende ist „Dann brauch ich über die Geschäftsstelle des Evangelischen Frau Anneliese Alber, Stafflenbergstr.76, 70184 101142, 70010 Stuttgart; esw@diakonie.de

einen Wunsch von während seiner letzten Fotos zu

Seite. Er hat früher veröffentlicht. In auf den Punkt, aus wie gewinnende und entspringt: „Sich der ihr nicht den Sieg, nicht das hat das Leben von muten an wie so viele immer wieder Beobachtung und einzulassen

Dich“ zu beziehen Seniorenwerkes e.V. Stuttgart; Postfach

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Hamntorget 6,
S-23439 Lomma
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 3-2012 ist der
1. Juni 2012

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de

Bankverbindung:
Evang. Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
Konto Nr. 2623, BLZ 520 604 10

